

# School for Life

## Chiang Mai

---

Jürgen Zimmer

### DRITTES TAGEBUCH RINGS UM DIE SCHOOL FOR LIFE

8. November 2012 bis 30. Mai 2014

#### Patong Beach, Phuket, 8. November 2012

In einer kleinen italienischen Pizza in Strandnähe: Fast alle Tische sind mit jungen Thais besetzt, die Pizza und Cola bestellt haben. Ich setze mich an einen freien Platz und höre hinter mir ein den Straßenlärm übertönendes Gedröhn: Drei Wiener Zuhälter brüllen sich angeregt an. Vor ihnen jede Menge Bierflaschen, Chang classic, 0,3; schmeckt wie *dahoam*.

*Erster Wiener: „Beppi, I hob grad wieda a Dutzend Schlampn vom Isan hergschafft fia mei Bar. Ane is so geil, waaßt, de hod mi so aufgeilt, und da Franzl hods a scho ghobt und da Bernd, oiso des is, i man, des is wirkli a Party.“*

*Zweiter Wiener: „Schorsch, die nehma olle mid in mei Haus am Sundog, do geht de Party weida.“*

*Dritter Wiener: „Den Alois hods dawischt, dea hod Aids, und da konnst nix mea machn. Dea hod no zwa Wochn oda drei.“*

*Erster Wiener: „Dea hod sei Leben ghobt. So isses. Dea Sepp is fria zum Doc ganga, den kennans no therapiern.“*

*Dritter Wiener: „Waaßt, was ma echt ans Herzl ganga is? Um sechse in der Frua klingelt dea Manfred on meina Tir und blazt wia a klans Kind. Dem san de Tränen grad so iba d' Bockn grunna. Er sogt, dass se eam sein Lostwogn g'stoin ham, und jetzt hätta nix mea. Oba am nextn dog hams den Wogn wiedagfundn, de Gängsta hom eam bloß ausgraubt.“*

Und so weiter, und so weiter. Während ich meine Pizza kaue, wirft einer der Drei einen Tausender auf den Tisch und sagt zur Bedienung: „*Is scho allright,*

*Honey. You have boyfriend?*“ Sie nickt. Drei massige Körper wuchten sich hoch, schieben sich durch das Lokal. Einer verliert seinen Schlappen, die Bedienung holt ihn, hockt sich vor ihm auf den Boden, schiebt ihm den Schlappen unter den Fuß, während er sich schwankend an dem Tisch festhält, an dem ein Thai-Pärchen die Gläser vor dem Umfallen rettet. Dann sind sie weg. – „Der Herr Karl“, dargestellt von drei Qualtingers, in einem Lokal auf Phuket, vor irritiert schauendem thailändischem Publikum.

### **School for Life, 21. Dezember 2012**

Dieser Tage ist Manoon gestorben. Er hatte Lungenkrebs. Wir erfahren erst kurz vor seinem Tod davon. Manoon, ein erfahrener Hotelmanager und Lehrer, der in der Beluga (heute Hanseatic-) School for Life in Phang Nga ein Hotel Training Institut gegründet und geleitet hatte und dann zur School for Life, Chiang Mai, überwechselte, war ein Gentleman, höflich, weltoffen, stilsicher, voller Pläne. Von einem auf den anderen Tag war er nicht mehr da. Er schrieb mir und bat um Verständnis dafür, dass er dringende Familienangelegenheiten zu regeln hätte. Aber es waren seine Angelegenheiten. Bis zum Ende hoffte er, die Krankheit zu überwinden, und vielleicht war ihm die Unerbittlichkeit dieses Krebses nicht klar. Wir haben ihn sehr gemocht und wir trauern um ihn, Manoon, der zu früh abtreten musste und viele unerfüllte Träume mit in den Tod nahm.

### **School for Life, 24. Dezember 2012**

Am Tag zuvor hat Kru Tomsri ihre Freunde geschickt. Sie, die viele Jahre zum Kollegium gehörte, fand im Nordosten an einem College eine Stelle und ist umgezogen. Seitdem hat sie Heimweh nach der School for Life. Aber ihre Freunde sind da und bereiten den Kindern einen aktionsreichen Tag mit Spielen, Liedern und Tänzen. Und sie haben Geschenke mitgebracht. Es ist ein Tag großen Vergnügens.

Am 24. Dezember kommen die Freunde von Kru Nui, auch er ein ehemaliger Lehrer, der mit Projekten rings um den von ihm betreuten Gästebereich Kinder in einem Restaurant Management Team vereinte. Musiker sind dabei, und bis in den frühen Abend hinein tanzen die Kinder. Dann wird es still. Walter Thiermann und seine Frau Mem, die die School for Life fast von Anfang an unterstützen und begleiten, haben den Weihnachtsbaum gestiftet und geschmückt. Die Kinder, ob nun Buddhisten oder Christen oder beides, kennen die Weihnachtsgeschichte, und deshalb erzähle ich ihnen diesmal von der Bergpredigt. Ich bitte ein Mädchen zu mir, nehme ihre Hand und simuliere eine Ohrfeige auf meine linke Backe, halte danach die andere Backe hin und erkläre, welche Botschaft

damit gemeint sein könnte. Später beobachte ich zwei Jungen, die die Szene nachspielen und darüber diskutieren.

In der Aula ist ein Buffet aufgebaut. Als Getränke gibt es Tamarinensaft, der vom Abt und den Mönchen des Tempels von Lampun selbst hergestellt wurde. Mittags kam er mit einem Wagen vorbei und brachte die großen Behälter. Ein buddhistischer Abt, der am christlichen 24. Dezember zur School for Life kommt, um ein Geschenk zu überreichen? So ist es. Und wäre es überall auf der Welt so, hätte die Botschaft der Bergpredigt Chancen, das Paradies auf Erden einzuläuten.

### **Im Nationalpark, 31. Dezember 2012**

Die Kinder der beiden Schools for Life sind die Ferien gefahren. Es ist gegen 21 Uhr in einem kleinen Nationalpark an der Küste irgendwo zwischen Phuket und Takua Pa. Die Park Rangers haben eingeladen. Am Strand, unter Bäumen nahe am Wasser, lagern 1000 Thais in großen Familiengruppen. Die Feuer flackern, und der Duft von vielen Grills weht herüber zum Unterstand der Rangers. Die wirken wie ein verlorener Haufen, die feiern wollen, aber nicht dürfen. Ein bisschen aber schon, in Schichten. Denn während die einen auf Streife gehen und aufpassen, dass keine Raketen in die knochentrockenen Bäume geschossen werden, singen die anderen ihre Lieder. Eine Karaoke-Anlage ist aufgebaut, der Text läuft über den Bildschirm. Die Männer und ihre Frauen, die mitgekommen sind, singen vor allem über die thailändischen Grundbefindlichkeiten „falling in love“ und „broken heart“. Am Rande des Unterstandes wird fettes Schweinefleisch in kurze, schmale Streifen geschnitten, mariniert und gegrillt.

Nach etwa einer Stunde kommen die anderen Rangers von der Streife zurück und übernehmen das Mikrophon und den Grill, während die bisherigen Sänger ihren Pflichten nachgehen. Hin und wieder ist ein Lied dabei, das nur aus dem Isan, dem Armenhaus Thailands, stammen kann. Es ist Dingdongmusik und sie gefällt mir sehr: ein fast jazzmäßiger Rhythmus, eine Sängerin mit frechen Texten, in denen zum Beispiel thailändische Männer durch den Kakao gezogen werden, Einschläge von Rap mit improvisierten Texten, und wenn man das alles auf der Bühne sieht, befinden sich hinter der Sängerin viele Mädchen, die einen angedeuteten Cancan tanzen, so, als kämen sie mit dem Beineschwenken nicht über die Kniehöhe hinaus.

Während ich aus Mangel an Alternativen und bedrängt von der Gastfreundschaft der Parkbewacher möglichst lange an einem Schweinestreifen kauge und die pure Fetthälfte irgendwie verschwinden lasse, kommen einige Polizisten und berichten, weit draußen befinde sich ein Schiff, wahrscheinlich mit Flüchtlingen, und man werde im Morgengrauen ein Boot dorthin schicken.

Draußen, fast hinter dem Horizont, blinzeln die Lampen der Fischerboote, die auf nächtlichen Fang aus sind.

Es ist kurz vor Mitternacht. Kein Karaoke mehr. Die Rangers verteilen sich. Ich mache mich auf den Heimweg ins neue Jahr. Um Mitternacht ist fernes Feuerwerk zu hören. Nach fünf Minuten ist Stille. Die Thais sind gewitzt genug, nicht Unsummen in die Luft zu ballern.

Zwei Tage später schaue ich mir den Park noch einmal an: Er ist blitzblank. Gute Geister haben alle Überreste beiseite geschafft.

### **Beim großen Buddha von Phuket, 1. Januar 2013**

Am Rande der Stadt Phuket auf der gleichnamigen Insel, hoch oben auf einem Berg, ist Thailands größte Buddha-Statue errichtet worden. Nicht ganz so hoch wie der Christus von Rio, aber ungleich beliebter und mit einem sanften Lächeln ausgestattet. Die Unmengen von Zement, die dort verbaut wurden, sind hinter alabasterähnlichen Kacheln versteckt, die alle Rundungen, Rinnen und Falten mitvollziehen. Ein steter Pilgerstrom bewegt sich auf dem Berg. Der Eintritt ist frei, aber man kommt nicht zum Buddha, ohne die große Halle zu passieren, in der Mönche ihre Gesänge anstimmen und Gläubige mit Wassertropfen besprengen, und in der zahlreiche Schilder darauf hinweisen, doch bitte für die Vollen- dung des Bauwerks zu spenden.

Ich treffe auf Sukorn, einen der Initiatoren des Buddha-Monuments, und will ihn eigentlich fragen, was diese schiere Größe mit dem Buddhismus zu tun habe, und ob Buddha diesen Gigantismus angemessen gefunden hätte, aber weil ich mir seine Antwort fast selbst geben kann, und mit Blick auf die Massen von Pilgern schon höre, was er sagen würde, stelle ich diese Fragen nicht.

Sukorn ist für das Glück der Pilger zuständig. Er lehrt Meditation. Wir sprechen aber nicht über den inneren, sondern über den Religionsfrieden, den die Kinder der School for Life täglich praktizieren. Er setzt sich für eine alle Religionen umfassende Ökumene ein. Die zentralen Botschaften der Religionen seien gleich: Frieden auf Erden und ein menschenwürdiges Leben für alle. Reichtum mache nicht glücklich.

Sukorn erinnert an den Tsunami, hat von der School for Life in Phang Nga gehört und bietet eine Zusammenarbeit an. Auf dem Gelände der Schule steht der Pavillon der Religionen. Wir hatten ihn 2005 gebaut, um in der Region mit Buddhisten und Moslems ein Zeichen zu setzen. Jeder Raum ist einer Weltreligion gewidmet: dem Buddhismus, dem Christentum, dem Islam und dem von Hans Küng begründeten Projekt „Weltethos“. Die Idee, zu Gesprächen zwischen

den Religionsvertretern, Kindern und Lehrern einzuladen, könnte vielleicht mit dem Initiator des großen Buddha von Phuket verwirklicht werden.

Auf dem serpentinenreichen Weg abwärts hält der Fahrer des Wagens neben einem alten Mann, der im Straßengraben mit Schaufel und Hacke den Weg für den Abfluss des Regenwassers frei macht. Dies, sagt der Fahrer, sei der Besitzer des Landes, auf dem der Buddha steht: ein großes Stück Land und ein alter Mann, der es umsonst abgegeben hat und seine Arbeit erledigt, als sei er ein Tagelöhner wie eh und je.

### **School for Life, 9 Januar 2013**

„In Panama“ – so die Antwort auf meine Frage, wo Dominique Leutwiler, Schweizerin und General Manager der School for Life, geboren wurde. Und wann? Am 24. April 1965. Warum kommt eine Schweizerin in Panama zur Welt? „Mein Vater war Manager bei Nestlé und mit dem Aufbau oder der Sanierung von Fabriken in verschiedenen Ländern befasst.“ Er war auf die Herstellung von Dosen spezialisiert. Später kamen – jenseits von Nestlé – Steine und Kugeln dazu. Er hatte eine Maschine konstruiert, die Steine kugelrund machen konnte. Die eigneten sich für Kugelbrunnen mit großen oder kleinen Kugeln, die sich, vom Wasser angetrieben, fortwährend drehen.

Panama! Das ist die Erinnerung an eine der frühen Fahrten der High Seas High School durch den Kanal auf dem Weg zu den Galapagos Inseln. Oder an den Nicaragua-See, ein vom Pazifik abgeschnittenes Binnenmeer, in dem Haifische sich ans Süßwasser gewöhnt haben, und an die Pläne, einen zweiten Kanal zwischen Atlantik und Pazifik zu bauen und den See einzubeziehen.

Panama dauerte für Dominique nur zwei Jahre, dann ging es für vier Jahre nach Spanien mit dem Besuch einer spanischen Grundschule und von dort vier weitere Jahre an die Elfenbeinküste. In der Dorfschule unterrichteten Nonnen auf Französisch. Die nächste Station hieß Fribourg, und Deutsch war die Unterrichtssprache. In Griechenland, der nächsten Station, hatte die Familie ein Fischerboot, auf dem man schlafen konnte. Dominique wurde zur Wassernixe. Beim griechischen Militär lernte sie das Reiten. Als Zwölfjährige nahm sie an Wettkämpfen im Springreiten teil und musste ihren Vornamen ändern, damit sie auf den Listen als Junge durchging. Sie besuchte ein deutsches Gymnasium und lernte die deutsche und neugriechische Sprache. Von dort ging es nach Thailand in eine schweizerische Schule, die ihr nicht gefiel. Sie war 15 Jahre alt und fand Schulen langweilig. Im schweizerischen Städtchen Chur absolvierte sie eine Ausbildung zur Hotelfachfrau und arbeitete anschließend in Hotels in Montreux, Zürich und in den Schweizer Alpen.

Inzwischen hatte Dominique ihren Mann kennengelernt, und ab ging's nach Florida, um von dort aus den amerikanischen Markt für Kugelbrunnen zu erschließen. In den sechs folgenden Jahren wurden vier Kinder geboren. Eines Tages verschwand ihr Mann und überließ die Fünf ihrem Schicksal. Mit drei Koffern und 2.000 Dollar in der Tasche kam Dominique mit ihren Kindern in Thailand an und übernahm die Fabrik ihres Vaters, in der die Kugelbrunnen gebaut wurden. Eine Weile ging das gut, die Kugelbrunnen waren perfekt in ihrer Rundung, sie rollten über dem Wasser und blieben nie hängen. Aber dann kamen Chinesen, fotografierten und imitierten die Kugelbrunnen und besetzten mit schlechterer Qualität und billigeren Preisen den Markt. Dominique und ihr Vater übergaben die Fabrik den Angestellten. Dominique kam zur School for Life.

Heute, am 9. Januar 2013 sind ihre Kinder groß geworden; Vincent ist 24, Alex 17, und die Zwillinge Dennis und Daisy sind 15 Jahre alt. Ihre Lehrer in den USA unterrichten über E-Learning, und die Zeit, um sich mit ihnen direkt auszutauschen, liegt zwischen vier und fünf Uhr nachts. Zu Hause sprechen sie Schweizerdeutsch und Englisch. Die Kinder waren nie in Europa, und Ferien zu fünft gibt es nicht.

Ein bewegtes, oft hartes, immer herausforderndes Leben. Ihre Erfahrungen helfen Dominique, die School for Life auch dann auf Kurs zu halten, wenn es stürmisch wird.

### **Wasserburg am Bodensee, 17. Februar 2013**

Das Haus auf der Pfannhalde ist umgeben von Obstplantagen, Wiesen und Gemüsefeldern. Zum Süden hin glitzert der See. Heute liegt Schnee. Am Futterhäuschen herrscht Hochbetrieb. Ein Rabe hockt vor der gläsernen Verandatür und wartet auf kleine Käsestückchen. Die ersten schluckt er. Die anderen packt er mit dem Schnabel und versteckt sie. Unter der Hecke legt er sie ab und baut aus alten Blättern kleine Hügel als Abdeckung. Die Sonne steigt über den Bergen Vorarlbergs auf.

An diesem Vormittag kommt eine Kandidatin aus Radolfzell, die in der School for Life Volontärin werden will. Sie will im Juni Abitur machen und zeitgleich an den deutschen Rudermeisterschaften teilnehmen. Eine doppelte Herausforderung, die mir imponiert, und eine gute Voraussetzung dafür, aus dem Volontariat etwas zu machen.

Florian Aicher, Architekt aus Rotis im Allgäu, hat vor zehn Jahren auf dem Gelände der School for Life eines der ersten Gebäude entworfen und seinen Bau beaufsichtigt. Er ist bis heute der stabilste Bau. Florian ist einer der Söhne von

Otl Aicher, dem Mitbegründer der Ulmer Hochschule für Gestaltung und Designer der Olympischen Spiele in München 1972, und von Inge Aicher-Scholl, der überlebenden Schwester der Geschwister Scholl. Über sie sind zeitgleich zwei Biographien erschienen. In Lindau frage ich im kleinen Buchladen „Papillon“ nach den beiden Büchern. Die Buchhändlerin kennt die Aichers. Und so existiert zwischen Konstanz, Überlingen, Salem, Isny, Rotis oder Lindau ein kritisches soziales Netz, das den Ausspruch Hellmut Beckers, damals Rechtsanwalt in Kreßbronn, diese Gegend sei zu schön, um nachzudenken, irgendwie widerlegt.

### **Lindau im Bodensee, 20. Februar 2013**

Hermann Dorf Müller, mein Freund seit Schulzeiten, langjähriger Stadtrat in Lindau, zusammen mit Jean Ziegler und anderen Trägern des „Sozialistenhutes“, geehrt mit dem Bundesverdienstkreuz, gehört zu den langjährigen Förderern der School for Life. Er setzt sich auch öffentlich in der „Lindauer Zeitung“ dafür ein. Im Hauptberuf war er Lehrer an der Hauptschule in Lindau-Reutin, einer, den seine Schülerinnen und Schüler auch nach Jahrzehnten noch verehren. Ich war, mit 15 Jahren aus der Hermann Lietz-Schule (Bieberstein/Rhön) an die Oberrealschule mit Gymnasium auf der Lindauer Insel versetzt, der Meinung, nun sei nach der Zeit der Strenge im Landerziehungsheim die Freiheit angebrochen.

Hermann, Walter (später Oberst bei der Bundeswehr), Ulrich (später ein Richter) und ich gründeten den „Roten Faden“, der – Mitte der 1950er Jahre – nichts mit Politik, sondern damit zu tun hatte, dass wir zum Tanzstunden-Abschlussball statt mit einer Krawatte mit einer roten Kordel um den Hals erschienen. Hätte die Schulleitung uns allerdings bei unserem immer noch geheimen Meisterstreich erwischt, wären wir hochkant herausgeflogen. Aber sie erwischte uns nicht, und so ging alles seinen biographischen Gang. Seitdem habe ich ein großes Verständnis für Schulstreiche, und Kinder der School for Life, die mal über die Stränge schlagen, finden in mir keinen Ankläger.

### **Lindau im Bodensee, 22. Februar 2013**

Was mir aus dem Physikunterricht des Lehrers Flessa an der Lindauer Oberrealschule mit Gymnasium geblieben ist? Die Empfehlung, von der Fußgängerbrücke, die nahe beim Hauptbahnhof über die Gleise führt, nicht auf die elektrischen Oberleitungen zu pinkeln. Das fand ich unmittelbar einleuchtend.

Über dem Eingang des Lindauer Stadttheaters (damals war die Schule direkt daneben untergebracht) steht der Satz „NON SCHOLAE SED VITAE

DISCIMUS“ (nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir). Viele Jahre später sehe ich in Manila einen Studenten mit einem T-Shirt und der Aufschrift „Less CURRICULUM more VITAE“. Hört, hört! Eine Weile später trugen die Kinder der School for Life diesen Spruch auch auf ihren T-Shirts.

### **Khao Lak, 19. März 2013**

In Khao Lak, nicht weit von der Hanseatic School for Life, sprach mich im Januar die Managerin eines Hotels an, eine gebildete, warmherzige Frau, ob ich ihr ein paar deutsche Sätze aufschreiben könne. Sie wolle ihren neuen deutschen Freund aus Erfurt – nennen wir ihn Rudi –, der des Englischen nicht sonderlich mächtig sei, per SMS mit diesen Sätzen überraschen. Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihr aufgeschrieben habe, aber es waren Abstufungen von „wie geht es dir“ über „ich vermisse dich“ bis „ich liebe dich“. Sie sagte damals, sie wolle die Sätze verwenden, je nachdem, wie sich die Geschichte weiterentwickle.

Später kam eine kurze Nachricht von ihr, alles sei bestens, er würde sie auch lieben. Mich erinnerte diese Geschichte an ein Treffen mit koreanischen Deutschlehrern in Seoul, die darüber klagten, dass ihre Schüler kein Interesse am Deutschunterricht hätten. Als ich mit den Schülern sprach und sie fragte, was sie interessieren könnte, antworteten sie: „Liebesbriefe schreiben und eine deutsche Freundin haben.“

Omondi aus Kenia, vor Zeiten Au-pair in meiner Familie, schickte mir Jahre später aus Nairobi eine Jugendzeitschrift, in der die letzten Seiten mit Anzeigen von Teenagern gefüllt waren, die alle einen Freund in Europa oder den USA suchten. Die Zeitschrift lebte davon, auch wenn es klar war, dass keine der Anzeigen je einen Leser in weiter Ferne finden würde.

Vor einer Woche rief mich die Managerin an und fragte mich, ob ich ihr helfen könne, ein Visum für Deutschland zu bekommen. Sie sei sich aber nicht ganz sicher, ob Rudi das auch wolle. Ich formulierte für sie eine freundliche Anfrage, ob ihr Kommen erwünscht sei. Keine Antwort. Sie schickte eine zweite Anfrage. Keine Antwort. Es könnte sein, dass eine Thai aus gutem Hause auf einen deutschen Hasenfuß hereingefallen ist.

### **Berlin, 26. April 2013**

Der Vorstand der Shaul und Hilde Robinsohn Stiftung tagt. Dr. Hans Henning Pistor ist zum letzten Mal dabei. Er war ein treuer, kompetenter Begleiter der Arbeit der Stiftung und voller Sympathie für die School for Life. Er, 1924 in



Cuxhaven als Sohn eines Försters geboren, verabschiedet sich jetzt in den Ruhestand. Wir kennen uns seit den 1970er Jahren, seit seiner Zeit beim Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und meiner beim Deutschen Jugendinstitut. Hans Henning Pistor war zuvor Lehrer, Erzieher und stellvertretender Schulleiter am Birklehof (Hinterzarten). Beim Stifterverband wurde er Referent für Bildungsprogramme und schließlich stellvertretender Generalsekretär in der Stiftungsverwaltung, die im Laufe der Jahre stark expandierte. Mit seiner Frau Ingeborg hat er vier eigene und zwei Pflegekinder großgezogen. Er kannte Dr. Hilde Robinsohn gut und zögerte nicht, in der von ihr gegründeten Stiftung mehr als 15 Jahre mitzuwirken. Ein ganz großes Dankeschön, lieber Hans-Henning!

### **Berlin / Bali, 4. Mai 2013**

Im Tagebuch vom 8. August 2012 hatte ich geschrieben, dass Chanmongkol und Suchart in der School for Life auf die Idee gekommen waren, große Tokay Geckos zu züchten und sie bis zu einem Gewicht von 400 Gramm und einer Länge von 40 Zentimetern wachsen zu lassen. Sie sollten dann in anderen Ländern zu traditionell-medizinischen Zwecken genutzt werden. Zwei Geckos wuchsen unter der Obhut der beiden auf, wurden mit Insekten gefüttert und pflegten den Müßiggang. Da ich wusste, dass gefangene Geckos bei Farmern normalerweise im Kochtopf landen, und nachdem ich erfahren hatte, dass Tokay Geckos keinem Schutz und auch keiner Exportbeschränkung unterliegen, hatte ich nichts dagegen.

Aber ich lag ganz falsch. Carol Kenwick, Mitglied des Begawan Foundation auf Bali ([www.begawanfoundation.org](http://www.begawanfoundation.org)), die das Tagebuch gelesen hatte, schickte mir einen Bericht von „WWF.TRAFFIC“, der von einer die Tokay Geckos betreffenden Gruselgeschichte handelt: Während früher Substanzen der Geckos im Rahmen von traditioneller asiatischer Medizin eingesetzt und seit Jahrhunderten gehandelt wurden, nahm dieser Handel ab 2009 einen riesigen Aufschwung, weil nicht nur in Asien das Gerücht entstand, eine aus Substanzen von Tokay Geckos gewonnene Medizin können HIV/AIDS heilen.

Die Palette vermeintlicher Heilkräfte der Gecko-Medizin war auch vorher schon umfänglich. Sie sollte gegen Hautkrankheiten, Asthma, Diabetes, Krebs, Erektionsschwäche und Dauerhusten helfen und wird als Pulver, in Fläschchen, als Pillen oder in Wein verabreicht. Taiwan hat seit 2004 15 Millionen Geckos importiert, davon kamen 71% aus Thailand, und zwischen 1998 und 2004 8,5 Tonnen getrockneter Tokay Geckos in die USA exportiert. Auch wenn nachtaktive Geckos in der Nahrungskette ihrerseits fressen, was ihnen vor ihr breites Maul kommt, darunter Heuschrecken, Käfer, Termiten, Küchenschaben, Mäuse und junge Ratten und auch vor kleineren Geckos nicht Halt machen, sind sie

nützlich, und wenn einer von ihnen nicht gerade an der Decke über meinem Bett turnt, sind sie gern gesehene Hausgäste und haben es nicht verdient, zu Placebo-Medizin verarbeitet zu werden. Den Geckos auf der Farm droht jedenfalls keine Unbill mehr.

### **Mannheim/Ladenberg, 17./19. Juni 2013**

Dreharbeiten bei Jutta Benz, der Urenkelin von Carl und Bertha Benz. Thema: Wie Bertha und ihre Kinder die Erfindung von Carl ins Rollen brachten, und warum diese Geschichte eine Frühzündung des Situationsansatzes darstellt. Der wird in Berlin im Oktober aus Anlass seiner vierzigjährigen Geschichte mit einer internationalen Konferenz zum Thema „Zukunft gestalten“ gefeiert werden. Mit im Team: Manuel, mein Sohn, Dokumentarfilmer, Manfred Schönebeck, Direktor des Instituts für Innovationstransfer an der Internationalen Akademie, und auf einen Sprung auch die Filmemacherin Elena Kleiber.

Das Haus von Jutta Benz in der Schlettstadter Straße in Mannheim wird von einem kleinen Garten umrahmt, der von tropischer Fülle ist und in den nächsten Tagen Drehkulisse und Ort intensiver Gespräche sein wird. Dass die Kamera dabei läuft, gerät eher in Vergessenheit.

Als Bertha 1849 geboren wird, schreibt ihre Mutter in die Familienbibel, der liebe Gott habe den Eltern leider wieder nur ein Mädchen geschenkt. Von wegen „nur“! 1867 trifft sie den mittellosen Ingenieur Carl Benz, in den sie sich verliebt. Später erzählt sie, sie sei der erste Mensch gewesen, der erfahren habe, dass ein Auto gebaut werden sollte. 1870 verloben sich die beiden. 1872 gerät Carl Benz in einer mit August Ritter gegründeten kleinen „mechanischen Werkstätte“ in finanzielle Turbulenzen. Bertha lässt sich von ihrem Vater vorzeitig ihre Mitgift und einen Teil des Erbes auszahlen und rettet die Werkstatt.

Ich stelle mir meine englische Urgroßmutter vor in ihrer Villa Duncklenberg in Wuppertal-Elberfeld, verheiratet mit Carl Duncklenberg, dem Fabrikanten und Färbereibesitzer: Angesichts versteifter Vorstellungen über richtiges Verhalten – man gibt seine Mitgift nicht her, bevor der Hafen der Ehe erreicht ist – wirkt der Schritt von Bertha höchst ungewöhnlich.

1879 beginnt Carl Benz mit der Entwicklung eines Verbrennungsmotors. 1883 stürzt er ökonomisch abermals ab. Bertha legt in der Werkstatt selbst Hand an, es sind, wie sie später schreibt, die „schlimmsten und entbehrungsreichsten Jahre“. Immerhin: Carl beginnt mit der Konstruktion eines Motorwagens. Der stottert bei den ersten Fahrversuchen zwei Jahre später, und Bertha ist mehr mit Autoschieben als mit Autofahren beschäftigt. 1886 wird der Wagen patentiert.

1888 ist ein entscheidendes Jahr. Der Bau der neuen Fabrik in Mannheim steht vor dem Abschluss, und das „Modell 3“ des Autos wartet auf seine Nutzung. Carl hat keine Fahrerlaubnis. Der Kaiser und die Kirche sind gegen die neue Erfindung; der Kaiser, weil er Pferde liebt, und die Kirche, weil sie das Auto für Teufelswerk hält.

Ohne ihrem Mann Bescheid zu sagen, klettert an einem frühen Morgen im August Bertha mit ihren beiden Söhnen auf den Motorwagen, der „Parkbank auf Rädern“ (so ein amerikanischer Fan), und macht sich auf den Weg von Mannheim nach Pforzheim. Was nun geschieht, kann man mehrfach beschreiben: als Pioniertat des Marketing, als Unternehmensgeist, Resilienz und Durchhaltevermögen einer Frau, die „leider wieder nur als Mädchen“ geboren wurde, als eine erfinderisch Lernende in Ernstsituationen.

Hier geschah, was den Situationsansatz kennzeichnet: Lernen als Abenteuer, entdeckendes Lernen, Lernen anhand realer Probleme.

Die Fahrt von Mannheim nach Pforzheim über eine Wegstrecke, die heute keiner mehr genau kennt, ist eine mit vielen Stolpersteinen: Wo geht es überhaupt nach Pforzheim, an Bahnstrecken und Flüssen entlang? Wo bekommen Bertha und ihre Söhne unterwegs den Kraftstoff her? In Wiesloch? Dort verkauft eine Apotheke ein Reinigungsmittel mit dem Namen Ligrosin, das sich dafür eignet. Und was tun angesichts der verstopften Kraftstoffleitung? Bertha nimmt ihre Hutnadel und stochert durch. Und die defekte Elektroleitung? Bertha nimmt ihr Strumpfband und benutzt es als Isolierband. Die Antriebskette repariert ein Dorfschmied in der Nähe von Bruchsal.

Als Bertha und ihre Jungen am späten Abend in Pforzheim ankommen und Carl von dem Abenteuer per Telegramm – „Fahrt gelungen“ – erfährt, hängt der Hausseggen schief. Auf der Rückfahrt erfindet Bertha noch schnell die Bremsbeläge und lässt in Bauschlott den Schuster die abgeschauerten Bremsklötze mit Leder beschlagen. Später dann hängt der Hausseggen wieder gerade, weil sich nun mehr und mehr Käufer des Patent-Motorwagens einfinden.

Im Garten von Jutta Benz lassen wir die Geschichte Revue passieren, und weil Jutta Französisch und Geschichte studiert und als Lehrerin gearbeitet hat, diskutieren wir auch über die Entfesselung des Lernens, ein Lernen im Vor und Zurück, im Versuch und Irrtum, im Zickzack, mit kaum prognostizierbaren Verläufen (<http://www.vimeo.com/76317995> ).

Wir fahren nach Ladenberg. Dort befindet sich das „Automuseum Dr. Carl Benz“, und dort steht der Nachbau des Wagens, mit dem Bertha die lange Strecke fuhr. Der Wagen ist ein Kunstwerk. Jutta ist bereit, ihn auf dem

Museumsgelände zu fahren. Wir schieben ihn aus der Halle, die mit Autos aus unterschiedlichen Zeiten der Benz-Geschichte liebevoll bestückt ist.

Winfried Seidel, der Museumsbesitzer, versucht, das Schwungrad des Gefährts zu beschleunigen und den Motor zu starten. Es ist warm draußen. Und je wärmer es ist, desto schwieriger wird es, den Motor anzulassen. Das ist auch mit dem Nachbau nicht anders als mit dem Original des Jahres 1888. Aber dann tuckert der Wagen los, fährt ums Eck und wieder zurück, und während Manuel die Szene dreht, kommen mir Bilder aus Kristianstad in Südschweden in den Sinn, als ich als Fünfzehnjähriger zu Besuch bei meinem Schulfreund Carl Slättne war und wir den legendären Fangio beobachteten, wie er auf einer nicht weit von Carls Bauernhof gelegenen Rennstrecke seine Formel-1-Runden drehte.

Bertha und Carl: ein starkes Paar. Ich wünsche mir viele kleine Berthas und Carls unter den Kindern der School for Life, Kinder, die sinnieren und tüfteln, die beharrlich und risikobereit sind und nicht von Pädagogen ausgebremst werden.

Jutta Benz, die in ihrem Temperament ihrer Urgroßmutter ähnelt, die ihre Lehrjahre in der Frauenbewegung absolviert hat – Blessuren durch dogmatische Fraktionen eingeschlossen – ist die jüngste und letzte der Benz-Familie, die die Geschichte noch aus den Überlieferungen und Erzählungen ihrer Familie berichten kann.

Bertha hatte zuletzt am Sinn der Erfindung des Autos gezweifelt und geweint, als sie 1944, im Jahr ihres Todes, einen verwundeten Soldaten sah. Sie meinte, dass die Erfindung des Autos Schuld am Krieg haben könnte. Über dieser Frage mussten wir schon als Schüler brüten, wenn das Aufsatzthema „Fluch und Segen der Technik“ hieß und uns nicht viel mehr als ein „sowohl“ als „auch“ einfiel. Das Auto von Benz und Daimler diente dem Kaiser, der dann doch nicht nur reiten wollte, es diente Hitler und den Potentaten dieser Welt. Es wurde mitverursachend für städtebaulichen Wahnsinn und für den Verlust von Lebenszeit durch sinnloses Warten im Stau und den Verlust von Leben durch ungezählte Unfälle. Jutta Benz hat in einem Interview gesagt, nun komme es auf eine neue Entdeckung der Langsamkeit an, auf eine neue Vision der Gestaltung von Mobilität.

### **School for Life, 2. Juli 2013**

Rings um das Farmhaus wachsen weiße, schwarze und braune Bohnen. Jeden Nachmittag ist eine Gruppe von Kindern dabei, die Beete zu pflegen und zu

erweitern, Stangen zu stecken, Bänder zu ziehen, zu harken und zu hacken, damit die Bohnen gut wachsen. Kein Erwachsener ist zu sehen.

Im fernen Bangkok brütet man im Ministerium über einen neuen Lehrplan. Im Jahr 2015 werden sich die ASEAN-Länder dichter zusammenschließen, und deshalb ist die School for Life schon jetzt dabei, diese Entwicklung zum pädagogischen Thema zu machen. An zehn Bäumen hängen meterlange Plakathahnen, für jedes ASEAN-Land eine, und darauf sind Bilder und Texte gedruckt, die jedes Land vorstellen: liebevoll ausgestaltet, ein informativer bunter Fahnenwald. Allerdings – wer ist auf dem indonesischen Blatt mit kleinem Foto zu sehen? Suharto. Dass dieser Diktator vor Jahren weggespült wurde, ist im abgelegenen Teil des königlichen Forstes noch nicht angekommen. Macht nichts. Die Kinder werden sich die Namen von Präsidenten in anderen Ländern ebenso wenig merken, wie ich die Nebenflüsse der Donau aufzählen könnte.

Überraschend fand ich Mitte der 80er Jahre in einem Kindergarten in Jakarta, dass Kinder auf meine Frage, wie denn die Hauptstadt Indonesiens hieße, mit „New York“ antworteten.

Im nächsten Jahr wird es in der School for Life wie in anderen thailändischen Schulen einen neuen Lehrplan mit acht (statt bisher fünf) Kernfächern geben. Das erstaunlichste Fach heißt „ASEAN Innovation“. Ich habe noch keinen Namen eines Schulfachs gesehen, der so weit nach vorne weist. Er ist Ausdruck des Selbstbewusstseins, und würde man nach einem psychologischen Pendant bei uns suchen, würde das Schulfach vielleicht „Schreck lass nach – Europa“ heißen.

Peter Wolters ist zu Besuch auf der Farm und steht der School for Life mit Rat und Tat zur Seite. Er ist Direktor des School for Life Instituts an der internationalen Akademie (INA gGmbH) in Berlin. 1968 war er einer meiner ersten Studenten an der Hochschule der Künste in Berlin, der Schreck patinierter Hochschullehrer, Studentenführer und zusammen mit seinen Kommilitoninnen und Kommilitonen Verfasser des ersten (ein bisschen) revolutionären Hochschulcurriculum, das erst in den Semesterferien vollendet wurde, während ich schon anderswo war. Irgendwo muss es – war es im Schlusskapitel oder in begleitenden Flugblättern – einen Passus gegeben haben, in dem sinngemäß stand, die Studenten seien im Übrigen der Auffassung, dass der Etat der Hochschule der Künste der Kunst auf der Straße – will sagen – dem Straßenkampf überantwortet werden sollte. Damals stand ich auf dem ersten Platz einer Berufungsliste, und nachdem der Berliner Wissenschaftssenator dies alles gelesen hatte, war es aus mit der Berufung.

In den Jahren danach habe ich die Leitung der Arbeitsgruppe Vorschulerziehung im Deutschen Jugendinstitut in München übernommen. Ich lernte, dass nicht nur

Studenten, sondern auch Nonnen in Caritas-Kindergärten in Rheinland-Pfalz konkrete Utopien entwickeln und Situationen von und mit Kindern zum Besseren wenden wollten.

Peter Wolters eckte bei der Bundeswehr an, hatte Schwierigkeiten, verbeamtet zu werden, wurde Schuldirektor und Oberschulrat und Leiter eines Master-Studienganges für Schulmanagement an der Universität Potsdam.

In der Zeit um 1968, als die revolutionär gestimmte Studentenvertretung der so gar nicht revolutionären Hochschule der Künste einen Lehrauftrag für mich durchboxte, war ich vergnügt darüber, dem Wissenschaftstempel des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung bei dieser Gelegenheit zu entkommen. Mein Lehrauftrag, so die Studenten, sollte heißen: „Kunst, Psychoanalyse und Revolution.“ Das Seminar war rappelkistenvoll, und da zu der Zeit die „Wiener Exilregierung“ mit der „Wiener Gruppe“ und den „Wiener Aktionisten“ in der Stadt weilte, lud ich zwar nicht Hermann Nitsch mit seinen Anfängen des „Orgien-Mysterien-Theaters“, aber – eher aus Versehen und in Unkenntnis, was er vorhatte – den Aktionisten Otmar Bauer ein, der sich mit einem Teller Spaghetti und einer Flasche Bier vorne aufs Podium setzte, die Spaghetti in sich hinein stopfte, das Bier austrank, sich danach den Finger in den Hals steckte, alles erbrach und begann, das schleimige Gemisch erneut aufzuessen. Süß-saurer Geruch breitete sich im Hörsaal aus, ich beobachtete, wie die Rixdorfer Gruppe, die unter den Zuschauern war, in Deckung ging. Und ich zweifelte, ob wir dem Ziel des Seminars, mit der Revolution erst einmal bei sich selbst anzufangen, nun näher gekommen waren.

Es war die Zeit, in der ein Vorstandsmitglied von Schering sich am Wochenende alte Klamotten anzog und auf Trödelmärkten Fleischwölfe sammelte, während seine Frau Experimentalfilme mit den Wiener Aktionisten drehte. In jenen Jahren war ich mit Gerhard Rühm befreundet, dem kompromisslosen Miterfinder der „konkrete Poesie“, dessen Mundarttexte („*mia geds in da wöd zua oag zua*“) ich bis heute bewundere.

Zur „Wiener Exilregierung“ gehörten auch H.C. Artmann und Ossi Wiener, der die „Verbesserung von Mitteleuropa“ geschrieben hatte und mit mir über ungewöhnliche Forschungsabsichten diskutierte. Am Paul-Linke-Ufer in Kreuzberg gründete er das Lokal „Exil“, eine kulinarische Tradition, die heute von seiner Tochter Sarah Wiener fortgeführt wird. Günter Brus, Wiener Aktionist im Berliner Exil, nagte damals am Hungertuch und freute sich über Einladungen zum Abendessen. Einmal brachte er die Estausgabe der „Schastrommel“ mit, die heute in Galerien gehandelt wird. Brus war 1970 in Wien zu sechs Monaten Haft verurteilt worden, weil er zusammen mit Ossi Wiener und anderen im Audimax der Wiener Universität die Aktion „Kunst und Revolution“ durchgeführt hatte, eine Aktion, die als „Uni-Ferkelei“ in die Universitätsgeschichte einging und in

einer Pressekampagne Günter Brus den Titel „meist gehasster Österreicher“ einbrachte. – 26 Jahre später erhielt er den „Großen Staatspreis für Bildende Kunst“, und heute hat Brus in Graz ein eigenes Museum, das „Bruseum“.

Die Treffen der „Wiener Exilregierung“ waren so amüsant wie monoman. Man redete über sich und nochmal über sich und beklagte die Verhältnisse, die immerhin zuließen, dass alle viel Spaß dabei hatten. Gerhard Rühm, der später eine Professur an der Hochschule der Künste in Hamburg übernahm und 2010 mit der Ehrendoktorwürde der Universität zu Köln ausgezeichnet wurde, hat nicht nur umwerfend gute Texte geschrieben („die frösche“), sondern auch ausgefallene Ideen für Hörstücke entwickelt, mit denen er nicht immer bei den Rundfunkanstalten landete, zum Beispiel dann nicht, wenn seine Freundin Mechthild Rausch und deren Freundin einen Kriminaltext ins Aufnahmegerät sprachen, während sie sich wechselseitig zum Orgasmus zu bringen versuchten. Das war friedliche Anarchie in der Berliner Bohème und eine andere Welt als die einer sich zunehmend fraktionierenden Studentenbewegung.

Eines Tages erschienen einige Studenten meines Seminars nicht mehr mit ihren wilden Frisuren, sondern kurzgeschoren, mit Anzug und Krawatte. Es sei jetzt an der Zeit, in die Fabriken zu gehen und mit der Arbeiterklasse den Aufstand einzuleiten. Ich sah sie nie wieder.

Nur Peter Wolters tauchte wieder auf, nach vielen Jahren Arbeit im Brandenburgischen Kultusministerium, einigen Jahren Erfahrungen in Vietnam und mit seiner vietnamesischen Frau Thuy, die sich im Auftrag der Shaul und Hilde Robinsohn Stiftung um die buchhalterische Seite der Spendenverwaltung zugunsten der School for Life kümmert.

Peter Wolters hat das studentische Curriculum der Berliner Hochschule der Künste wieder ausgegraben. Anfang Oktober, auf der Konferenz „Zukunft gestalten“ will er es vorstellen. Ich rechne mit einem hohen Unterhaltungswert.

### **Sukothai, 12. / 14. Juli 2013**

Dha ist an einem Tag Dorfpolizist und am anderen Tag Reisbauer. Heute ist ein Farmland. Ein paar Kilometer von Sukhothais berühmtem Weltkulturerbe, dem Historischen Park, entfernt, hat er seine Felder bestellt und dafür gesorgt, dass das Wasser abfließt, denn es ist Regenzeit. Gegen 17:00 Uhr holt er mich vom Flughafen ab, und der ist eine Puppenstube im Vergleich zu Bangkoks Suvarnabhumi. Während der einstündigen Fahrt fallen mir die schönen Holzhäuser am Wegesrand auf. Ich wundere mich, dass der Polizist Dha sich nicht anschnallt. In Sukhothai will ich prüfen, ob der Ort eine Station auf der für

nächstes Jahr geplanten Reise sein kann, die wir für Gäste aus Deutschland aus Anlass des zehnjährigen Bestehens der School for Life vorbereiten.

Eigentlich wollte Dhas Familie zur Begrüßung einen dicken Fisch grillen, weil aber der Markt wegen des Regens heute ausfiel und kein Fisch gekauft werden konnte, lade ich die Familie ein und sage, es sei an ihnen, ein Lokal ihrer Wahl vorzuschlagen. Die Antwort kommt rasch: „MK!“ Nun ja, „MK“ ist eine Restaurantkette, die in Thailand zum Beispiel dort zu finden ist, wo es ein „Big C“ gibt, ein riesiges Einkaufszentrum mit weiteren Restaurants nicht-thailändischer Art, von „Mister Donuts“ bis „Svensen’s“. „MK“ zeichnet sich dadurch aus, dass auf jedem Tisch ein Topf mit sprudelnd heißem Wasser steht, in dem man allerhand fade schmeckende Zutaten, die in kleinen Plastikschrälchen geliefert werden, garen kann, um sie danach in eine rote Soße zu stippen und zu verspeisen. Unter den Zutaten sind wabbelige, nach gar nichts schmeckende Pilze und – aus was auch immer – gepresste Fischchen, die ebenfalls nach gar nichts schmecken. Und wem das nun überhaupt nicht mundet, der kann sich in die Bestellung von Entenstreifen auf grünen Nudeln retten und unter Vermeidung der ebenfalls nach nichts schmeckenden Nudeln die Entenstückchen in eine so làlà schmeckende braune Soße tunken.

In einer anderen Familie habe ich folgende Variante erlebt: Am Samstag „MK“, am Sonntag ein nordthailändisches Frühstück mit „sticky rice“, scharf zubereiteten Pilzen, gut gewürztem Eieromelett und Mangosalat. Wunderbar. Und dann holt die junge Mutter eine Kartonschachtel, die sie am Tag zuvor bei „Mister Donut“ gekauft hat, spült die Ameisen weg, die es sich über Nacht gut gehen ließen, und gibt ihrer zweieinhalbjährigen Tochter ein klebriges, mit rosa Paste überzogenes Gebäck, während der Rest der Familie andere Gebäckstücke aus der Box nimmt und verspeist. Mein Hinweis, dass kleine Kinder davon auf Dauer schwarze Zähne bekämen, wird bejaht, und es wird weitergefuttern. – Die Krebsrate steigt auch in Thailand.

Die Familie des Dorfpolizisten ist kein Einzelfall. Mir ist das vom Süden bis zum Norden Thailands mit anderen Familien passiert, und es ist mir unerfindlich, wie Thais die Kunst einer variationsreichen Küche mit abgestuften Schärfegraden plötzlich vergessen und sich mit Heißhunger auf eine Abart von Küche stürzen, bei der nur die rote und braune Soße nach irgendwas schmeckt.

Je länger der Abend dauert, und je mehr Singha Beer Dha geschluckt hat, desto besser wird sein Englisch. Er gehört zu den Polizisten, die nicht korrupt sind. Denn wäre er es, würde er nicht jeden zweiten Tag, Sonntage eingeschlossen, auf seinen Feldern schuften. Polizisten auf den unteren Rängen erhalten wenig Lohn, und deshalb ist zu beobachten, dass gegen Monatsende die Straßenkontrollen zunehmen und Polizisten insbesondere die zahlreichen Motorradfahrer abkassieren, die immer noch ohne Helm durch die Gegend brausen. Mit meinem



Pickup werde ich meistens durchgewunken, wohl auch deshalb, weil der normale Polizist des Englischen nicht mächtig ist. Als ich mit einem geliehenen Wagen einmal angehalten wurde, weil trotz fortgeschrittenem Jahr immer noch keine Steuerplakette an der Windschutzscheibe klebte, gab ich dem Polizisten mein Handy, und es entspann sich ein längerer Dialog mit dem Besitzer des Autos über die Preisgestaltung. Umgerechnet 10 Euro hatte ich danach zu zahlen.

Das thailändische Essen gibt es am nächsten Abend unter dem Vordach des Hauses, in dem Dha mit seiner Familie wohnt: ein großer Holztisch, drumherum ein Dutzend abgesägter Baumstämme, auf denen man sitzen kann. Das eigentliche Haus beginnt dreieinhalb Meter über uns, in überschwemmungssicherer Höhe: ein anderes Konzept als das unserer Architekten, die in gefährdeten Gebieten von der Ölheizung im Keller bis zu den Einbauküchen im Erdgeschoss so gebaut haben, als kämen Jahrhundertüberschwemmungen nie und schon gar nicht alle paar Jahre vor. In Dhas Haus fließt das Wasser einfach darunter durch, und nach oben gerettet werden muss eigentlich nur der große Flachbildfernseher, das einzige Luxusstück im sonst eher karg möblierten Erdgeschoss.

Nach dem Abendessen ist Fernsehen angesagt: auf 300 Thai-Kanälen läuft zumeist Schrott. Aber heute gibt es die Übertragung eines Fußballspiels zwischen Manchester United und den „Singha All-Star“ – ein Bindestrich zu viel und ein ‚s‘ zu wenig. Ein ‚s‘ als letzter Buchstabe ist unbeliebt. Deshalb sagt man zum Beispiel nicht „Joy’s House“, sondern „Joy Hou“, und wenn man einen Bohrer kaufen will auch nicht „Bosch“, sondern „Bo“.

Das Stadion ist randvoll. Rot auf allen Rängen. Es sind nicht die „Red Shirts“, die gegen die „Yellow Shirts“ antreten, sondern thailändische Anhänger von „ManU“. Dieser Club hat Thailand, was Marketing und den Vertrieb von Accessoires angeht, fest im Griff. Bayern München oder Borussia Dortmund können so gut spielen wie sie wollen, sie sind in Asien wenig präsent. Aber warum ist im Stadion keiner für die „Singha All-Star“? „ManU“ lässt sich an diesem Abend von den „Singha All-Star“ mit 0:1 abservieren. Die Spieler verlassen mit hängenden Köpfen den Platz. Oder tun sie nur so? Geht das hier mit rechten Dingen zu? Ist dieser britische Club inzwischen so schlecht, dass er gegen eine zusammengewürfelte Mannschaft aus Thailand umstandslos verliert? Und – welches neokoloniale Wölkchen schiebt sich über das Stadion, wenn 60.000 Zuschauer eine ausländische Mannschaft und nicht die aus dem eigenen Land anfeuern?

Am Tag darauf steht der Historische Park auf dem Programm. Der Eintritt kostet 60 Baht für Thais und 100 für Ausländer – das sollte man sich mal bei Besuchern der Berliner Museumsinsel vorstellen, mit erregten Engländern und schimpfenden Italienern. Schon, schon, die Ruinen früherer Pracht und vergan-

gener Kämpfe des 13. und 14. Jahrhunderts sind beeindruckend, aber wirklich lebendig wird das alles erst während des Festes Loi Kathong, wenn die schwimmenden Lichter die verzweigten Gewässer der Tempelanlagen erleuchten und der Park von festlich gekleideten Menschen belebt wird.

Es gibt den beeindruckenden Film „Suriothai“, der von Than Mui, einem Mitglied der königlichen Familie gedreht wurde, und dessen neunstündige Originalfassung von Francis Ford Coppola auf eine zweistündige Version zusammengeschnitten wurde, um einem internationalen Publikum eine Ahnung davon zu vermitteln, was in Thailand vor langer Zeit geschah. Es waren vor allem die kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Burmesen, damals mit einer invasionswütigen Armee, die auch die Tempel von Sukhothai zerstörte. Heute sind die Burmesen die Gastarbeiter Thailands, und es gibt nahezu keine größere Baustelle, auf der nicht auch Burmesen am Werk wären.

Als nachmittags die kleine Maschine aus Bangkok landet, um eine halbe Stunde später wieder zu starten, parkt sie zwischen Blumen und Hecken versteckt in einiger Entfernung von der kleinen Halle ohne Wände, die im Stil der alten Zeit errichtet wurde. Ein kleines Feuerwehrauto fährt zum Flugzeug, und die Feuerwehrmänner stehen Spalier, während die wenigen Passagiere, die ein offener Bus mit reich verzierten Holzaufbauten hergebracht hat, einsteigen. Ein Feuerwehrmann auf dem Flughafen muss wohl ein ähnlich beschauliches Leben führen wie der Bahnhofsvorsteher von Wasserburg am Bodensee in den fünfziger Jahren.

### **International Airport Phuket, 2. / 5. August 2013**

Der Tourismus in Thailand explodiert. Für 2013 werden 26 Millionen erwartet, 7 Millionen mehr als 2012. Viele landen auf Phuket. Der Flughafen wird gerade ausgebaut. Die Russen, erst vor kurzem zum stärksten Kontingent geworden, werden derzeit von den Chinesen überholt. Es brummt nun das ganze Jahr über, und Dellen im Aufkommen der Tourismusbranche gibt es nur, wenn die Konflikte zwischen „Red Shirts“ und „Yellow Shirts“ zu heftig werden oder das Militär – so ungefähr alle zehn Jahre wieder mal – für eine Weile die Macht übernehmen sollte. Erfahrene Thailand-Reisende stört das nicht. Die Deutschen kommen eigentlich nur während der Trockenzeit, weil in ihren Reiseführern immer noch steht, dass die Regenzeit keine Reisezeit sei, was ausgekochter Unsinn ist. Denn in der Regenzeit ist die Luft klar, blüht und duftet es, und wenn nicht gerade Dauerregen angesagt ist, dann erfrischt ein kurzer Schauer am Nachmittag. Araber, die aus Wüstenregionen kommen, finden die Regenzeit sowieso attraktiver.

Nicht weit vom Flughafen entfernt liegen die Camps der burmesischen und kambodschanischen Wanderarbeiter. Eines der burmesischen Camps besuche ich öfter, ich kenne die meisten, weil ich gelegentlich dabei war, wenn es galt, einen Arbeiter ohne Papiere bei der Polizei auszulösen und ihm eine Arbeitserlaubnis zu verschaffen. Das ist ein hürdenreicher Weg, der dann doch zum Erfolg führt, weil Thailand die Arbeitskräfte dringend braucht. Nicht nur am Flughafen wird gebaut, sondern auch in vielen Buchten, und man kann schon darauf wetten, dass eine wachsende Immobilienblase irgendwann wie in Spanien platzen wird.

Das Camp besteht aus einem Dutzend selbstgebauter Wellblechhütten. Wände und Dächer: leichtes Blech, und wenn ein Windstoß kommt, scheppert das ganze Dörfchen. Heute ist Hochzeitstag. Ein junger Mann und eine junge Frau heiraten. Er hat sie im „Supercheap“ kennen gelernt, einer Art Flugzeughalle, vollgestopft mit Billigwaren. Ich bin eingeladen, fahre zum Camp, das am Rande einer Gummibaumplantage liegt, und werde in die Hütte des Brautpaares gebeten. Auf einem Podest, das mit Plastikmatten belegt ist, hat sich das Brautpaar in wunderschöner traditioneller Tracht niedergelassen. Die Stirnwand ist mit Stoffen dekoriert. Zur Linken läuft ein Fernseher mit unscharfem Bild. Weitere Möbel: keine. Ich werde gebeten, mich neben das Brautpaar zu setzen. Es wird viel fotografiert. Draußen riecht es nach Festschmaus.

Getafelt wird an Plastiktischen, und weil immer mal wieder Regen aufzieht, sind Plastikplanen über der Hochzeitsgesellschaft gespannt, einer Gesellschaft, die in der Arbeitskleidung feiert, die auf der Baustelle getragen wird. Es gibt ein von mir und anderen gestiftetes schwarzes Schwein, scharfes Hühnchenfleisch, Gemüse, Reis, Thai-Whisky mit Soda, Bier, kleingeschlagenes Eis zur Kühlung und supersüße Limonaden. Mädchen und Jungen, Teenager, schäkern miteinander, schubsen sich und sondieren, wer denn nun mit wem zusammengehen könnte, denn um zu heiraten – ohne Standesamt – braucht man nicht älter als 15 oder 16 zu sein.

Aus Lautsprechern schallt Burma-Pop. Die Regenschauer nehmen zu. Es bilden sich Täler im Zeltdach, in denen sich Wasser staut. Mit einer Stange bewegt ein Mann das Dach nach oben. Und während der Regen schon Rinnsale durch Tische und Stühle hindurch bildet, schwappt jetzt eine große Welle über den leicht abschüssigen Platz, und die Hühner laufen hinterher und schauen, was der Schwall an Insekten freigesetzt hat.

Die Burmesen dieses Camps sind Rundumkünstler. Sie arbeiten ungesichert hoch oben auf den Gerüsten von Baustellen, können Kanäle und elektrische Leitungen anlegen, Installationen vornehmen. Sie arbeiten hart und bekommen 300 Baht pro Tag dafür (etwa 7,50 €). Im Camp leben die Burmesen in Familien, und wenn der Abend angebrochen ist, wird aus einem Wasserschlauch eine

Dusche, man hockt zusammen, kocht oder lässt, wenn der Thai-Boss auftaucht, der ein bisschen wie Omar Sharif aussieht, Thai-Whisky, Soda, Eis und chilischarfe Nüsse heranschaffen und den Mond, so er denn scheint, die kostenlose Beleuchtung liefern.

### **Chiang Mai, 26. August 2013**

Auf dem Flughafen von Chiang Mai kann man die „Tip-Zeitung für Thailand“ erwerben, und es lohnt einen Blick in dieses passagenweise in ziemlich holprigem Deutsch verfasste 32 Seiten starke Journal. Die Nummer 8 im 17. Jahrgang macht mit einem „Jet-Set-Mönch in Turbulenzen“ auf. Geschildert wird die Gier des Mönchs Phra Wisapol Sukpol (ein Foto zeigt ihn in seinem Privat-Jet), der sich ins Ausland abgesetzt hat, und dem der Staatsanwalt wegen des Verdachts auf Geldwäsche, Veruntreuung, Betrug und sexuellem Missbrauch auf den Fersen ist. So weit, so gut – der Fall ging durch die Medien.

Es folgen Polizei-, Wirtschafts- und Kulturnachrichten, ein Artikel über Nazi-Schick („Hitlers Popularität ist ungebrochen“), eine Schelte („Die unfähige Polizei“) und Voyeuristisches: „Prostitution: Minderjährige Burmesinnen verhaftet“ oder auch „Sodom und Gomorra auf Koh Pangan“ – was man eben so liest als deutscher Rentner in Pattaya oder am Patong Beach auf Phuket, solange die Bars noch nicht offen haben.

Aber dann kommt es dicker: Ein Kolumnenschreiber namens Schmid ereifert sich über „Die Horroraspekte ländlich-thailändischer Tischsitten“. Um seine Attitüde des Kolonialdeutschen, der sich über die blöden Thais in seiner Kolumne ungebremst auslassen will, ein bisschen zu kaschieren, zitiert er einen „Ludwig“ („er möchte gern anonym bleiben“). Und der wiederum findet es horrormäßig, dass sich Thais in der ländlichen Provinz Isan lieber im Schneidersitz auf dem Boden niederlassen, dabei einen Kreis bilden, eine Matte ausbreiten, die verschiedenen Gerichte in Schüsseln auf die Matte stellen und mit den Händen essen. Das habe ich auch schon oft mitgemacht, wenn ich irgendwo bei Farmern zu Besuch war; es ist ein vergnügliches Beisammensein, und es bedarf einiger Kunstfertigkeit, mit einer kleinen Kugel aus „sticky rice“ das Essen zu sich zu nehmen, indem die Kugel als Besteck dient. Menschen die den Schneidersitz nicht gewohnt sind, nehmen sich am besten einen kleinen Hocker oder lehnen sich an eine Wand, um das Essen ohne wachsende Schmerzen in den Gelenken oder im Rücken durchzustehen. Aber das ist unser Problem und nicht das der Thais.

„Ludwig“ alias Schmid findet das alles eklig, und noch ekliger findet er, dass sich diese Thais barfuß niederlassen („verschweißte Fußsohlen“) oder zwischendurch mal zur Toilette gehen („Da weiß ich haargenau, dass die Hände nach

dem Geschäft mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit nicht gewaschen werden.“). Und selbst in Fällen, in den kein Klebreis, sondern gedämpfter Reis verwendet wird und man sich mit seinem Löffel aus den Schüsseln herausholt, was man gern essen will, wird „Ludwig“ alias Schmid vom Ekel geschüttelt, weil er sich den am Löffel anhaftenden „Speichel des zahnlosen Opas“ vorstellt. Dann wird die Gefahr von Hepatitis B und von Herpes Simplex beschworen und bezweifelt, ob die blöden Thais überhaupt begreifen würden, was den Ekel von „Ludwig“ alias Schmid eigentlich ausmacht. Je nun, Schmid, pack deine Koffer und lass dich als Ausländer in der sauberen Schweiz nieder.

Denn mit der Schweiz geht es weiter im „Tip“. Ein Pierre K. hat die Schweizer Nationalhymne in Richtung Fremdenhass umgedichtet, und das klingt dann auszugsweise so:

„Vom Arbeitsamt, da komm ich her,  
und weiß: Stellen gibt's keine mehr!  
Überall auf Stufen und Kanten,  
sitzen Asylanten mit Verwandten!  
Und draußen vor verschloss'nen Toren  
stehen geduldige Schweizer, die Toren.

Und wie ich so gehe am Bahnhof vorbei,  
da sehe ich nur Mannen aus der Türkei.  
Sie feilschen und füllen mit Geld die Taschen,  
da gucken wir dumm, wir Schweizer, wir Flaschen!  
Dann fahr ich nach Hause mit Tram oder Bus,  
vor mir sitzt ein wohlgenährter Russ.“

Es sind die Bumsfiderallala-Deutschen, die dieses Journal lesen, und so bietet es denn auch ein Buchprogramm an, in dem alles das vorkommt, was den alternden Lebemann mit dem kleinen Gehirn interessiert: „Wa(h)re Liebe“, „Erst 13“, „Ein Narr im Paradies“, „Short Times“ oder – eben, eben – „So viele Mädchen, so wenig Zeit“.

### **Bangkok, 27. August 2013**

Nicht weit vom Regionalflughafen Don Muaeng liegt das „Rural and Social Management Institute (RASMI), dessen Direktor Prof. Dr. Apichai Puntasen Mitglied der School for Life Stiftung ist. Heute ist er der Gastgeber des Vorstandes, der über mittelfristige Perspektiven der School for Life berät.

Und danach? Ab nach Chinatown! Das ist Bangkoks lebendigstes Viertel. Gegen 18:00 Uhr werden auf den Bürgersteigen Tische und Stühle aufgestellt. Das ganze Viertel: ein riesiger „Food Market“. Das verrückteste Restaurant, das

mit dem besten „Seafood“, heißt „Toys & Kids“ oder abgekürzt „T&K“. Man kann zwischen Drinnen und Draußen wählen: Draußen gruppiert sich das Geschehen um eine Ecke zwischen der Yaowaraj Road und einer der Seitenstraßen. Drinnen geht es steile Treppen hoch; auf mehreren Etagen in relativ kleindimensionierten Räumen mit aufgedrehter Klimaanlage drängen sich an Tischen Chinesen und tafeln. Sie bestellen Krebse, Krabben, Langusten, Muscheln, Fische, Austern oder Reis mit Krabbenfleisch versetzt, dazu Beer Chang oder Leo und reden so laut, als müssten sie sich in einer Bahnhofshalle bei abfahrenden Zügen verständigen. Wenn sie mit einem der Thais reden, weil irgendetwas fehlt, sprechen sie Englisch, denn sie kommen nicht aus Thailand, sondern aus Hong Kong, Peking, Singapore oder Taiwan. Es sind Kurzzeittouristen, die sich zu Zig-Tausenden durch Chinatown schieben und die Gassen verstopfen, in denen sich über Kilometer verteilt, Krimskramsstände aller Art befinden. Sie kommen vielleicht, weil Chinatown in Bangkok noch so ist, wie es in Hong Kong oder Shanghai einmal war. Die Goldläden in der Yaowaraj Road werden leergekauft, und eine Unsitte hält sich leider nach wie vor: Haifisch-Rückenflossen werden als Delikatesse angeboten.

T&K stellt keine Rechnungen aus, und auf die Frage, warum denn nicht, lautet die Antwort: weil wir keine Steuern zahlen. Und das wiederum geht wohl nur, wenn es einen Deal mit der Aufsichtsbehörde gibt und nicht nur T&K an den Gästen verdient.

An diesem Abend haben sich drei Australier hierher verirrt. Nicht ganz: Denn einer von ihnen – nennen wir ihn Alan – hat die beiden anderen eingeladen, er muss ein Bangkok-Kenner sein, er schwärmt von diesem sehr besonderen Platz und bestellt für die beiden, was er für die besten Leckerbissen hält. Aber er gerät damit an die Falschen. Der eine Partner wird zunehmend zornesrot und blafft Alan an, wie er überhaupt dazu käme, ihnen ein solches Essen in einem solchen Lokal anzubieten, und je mehr Alan das Essen anpreist, desto wütender wird der andere. Und nun halte ich es auch nicht mehr aus: Ganz auf die Verteidigung von Alan bedacht, wechsle ich zum anderen Tisch, stelle mich höflich vor und sage Alan, ich sei ganz seiner Meinung: dies sei das beste Lokal in Bangkok, und entschwinde, während Alan mir dankbare Blicke hinterherwirft und der Wüterich verstummt ist.

Draußen ist es heiß, auf der Straße ist vor lauter Autos im Stau und flanierenden Menschen kein Durchkommen mehr. Nur die Tuktuk-Fahrer wissen noch, wie man aus Chinatown zu dieser Abendstunde wieder herauskommt.

### **School for Life, 30. August 2013**

Frage eines Gastes: Warum die Kinder abends mit Taschenlampen herumliefen, obwohl doch der Hauptweg beleuchtet sei. Antwort: wegen der Schlangen. Dies bringt uns zu der Frage, ob man von Schlangen gebissen werden könne: Mit Radio Eriwan: im Prinzip ja. Nur ist das in den zehn Jahren des Bestehens der School for Life noch nie passiert. Man muss schon drauftreten. Aber da Schlangen die Vibrationen eines daherkommenden Menschenkindes spüren, machen sie sich – wenn's geht – aus dem Staub, zumindest, wenn sie nicht giftig sind.

Damals allerdings, als ich inmitten einer Gummibaumplantage auf dem Campus der Beluga School for Life wohnte und nach Hause kam und mein kleines Büro betrat, hatte sich eine schöne, vielleicht 40 cm lange, grüne Schlange auf einer Reihe von Ordnern niedergelassen, die ich auf dem Boden abgestellt hatte. Sie guckte mich an. Ich guckte sie an. Ich wusste, dass Giftschlangen finden, dass sie es eigentlich nicht nötig hätten, das Weite zu suchen. Ich ging rückwärts langsam aus dem Raum und rief zwei Arbeiter, um sich die Schlange anzusehen. Da gerieten sie in Panik. Denn – wie ich später erfuhr – genügt ein Biss dieser Schlange, um innerhalb von 10 Minuten unwiederbringlich im Jenseits zu landen. Dann kam eine alte Frau aus der Nachbarschaft, sah die Schlange, verschwand, kam mit einem Stock zurück und erschlug sie.

Mit Dr. Chanmongkol Trisri, damals Leiter des Center for Organic Farming, diskutierte ich, dass das sicherste Mittel zur Vertreibung von Schlangen der mit Sand vermischte Urin von Mungos sei. Schlangen hätten einen Heidenrespekt vor Mungos, die wüssten, wie man selbst Cobras erfolgreich angreifen könne: Ein Mungo, so zu sehen in YouTube, packt den Kopf der Schlange und dreht sie und sich dabei so oft um die eigene Achse, bis die Schlange einen Drehwurm bekommt und ermattet.

Chanmongkol bestellte zwei Mungos bei einem Händler. Der Plan war, unter ihrem Käfig mit einem Drahtgitterboden ein Auffangbecken für den Urin anzubringen und ein Sand-Urin-Gemisch im Kreis um die Häuser zu streuen und so die Schlangen zu vertreiben. Als die bestellten Mungos eintrafen, waren sie tot, und ihnen war das Fell abgezogen worden. Der Händler hatte gedacht, Chanmongkol wolle die Mungos verspeisen. Gehäutet sehen sie aus wie Kaninchen mit einem etwas längeren Schwanz.

Was für eine Unsitte, fanden Chanmongkol und ich, Mungos zu essen, statt sie Schlangen vertreiben zu lassen! Aus war es mit dem Sand-Urin-Gemisch, aber beruhigend war immerhin, dass sich Chanmongkol im kleinen Krankenhaus in Thai Muang erkundigt hatte, wieviele Schlangenbisse man dort in einem Jahr zu verarzten habe. Die Antwort war: ein Fall.

Wenn man die Straße von Chiang Mai Richtung Bangkok fährt, kommt man ein paar Kilometer vor Lampan an einen Markt, der neben vielen anderen kulinarischen Merkwürdigkeiten auch geschlachtete Mungos anbietet. Bloß nicht kaufen, erkläre ich meinen thailändischen Begleitern, die mir wiederum klarmachen wollen, wie gut Mungos schmecken. Wir einigen uns auf kleine Maroni, schwarze kompakte Pilze und frittierte Reisfeldkäfer, die wie vergrößerte Kakerlaken aussehen. Ich versuche, mich vor dem Verzehr zu drücken und sage, ich sei „imlao“, was so viel wie „pappsatt“ heißt.

### **Wieng Chai, 3. November 2013**

Kleine Beobachtungen im Supermarkt des nordthailändischen Provinzstädtchens Wieng Chai – 2013 und Mitte der 1980er Jahre:

In der Abteilung „Zeitschriften“ damals wie heute jede Menge Lifestyle- und Modejournale, bunt aufgemacht. Damals dominierten westliche Models; heute dominieren asiatische. Eine Verrücktheit indessen ist geblieben: die massive Werbung für „whitening creams“, „whitening deos“ und andere Weißmacher. Helle Haut gilt in Thailand immer noch als schöner, während Deutschlands Urlauber an Phukets Stränden versuchen, am Krebsrot vorbei direkt zu gebräunter Haut zu gelangen.

Damals füllten sich die ersten Regale mit Tierfutter. Der proletarische, rüdische Straßenkötter bekam aristokratische Konkurrenz: die Pudel voran, Schoßhündchen aller Art folgten und später auch die Labradore – nur der Dackel schaffte es nicht bis nach Thailand.

Den Kindern der School for Life sage ich „braun ist schön“ und erzähle ihnen gelegentlich von Solarien bei uns, und dann lachen sie über die verrückten Weißen. Und ich sage ihnen auch, dass breite Nasen genau so schön seien wie schmale, aber das finden sie nicht. Und so warten wir weitere 30 Jahre ab, bis westliche Touristen und einheimische Thais gemeinsam breite und schmale Nasen, braune und weiße Haut schön finden.

### **Phayao, 14. November 2013**

Das Taxi hielt vor dem Laden. Der Fahrer sprang heraus, rief nach der Frau im Laden und öffnete vorsichtig die hintere Tür seines Wagens. Die Frau wurde Zeugin einer Geburt. Das Baby war schon da, die junge Mutter lag erschöpft auf dem Rücksitz. Die Frau aus dem Laden nahm das Baby; der Fahrer und Passanten brachten die Mutter in den hinteren Teil des Ladens. Dort waren noch ein



Mann, eine alte Frau und zwei Kinder. So begann die Geschichte von Benjawan. Sie war dem Tod von der Schippe gesprungen.

Was war geschehen? Die junge Mutter war 17 Jahre alt und bekam schon ihr zweites Kind; der Vater des ersten war verschwunden, und sie gab das Baby in die Pflege ihrer Tante. Auch der Vater des zweiten Kindes verdrückte sich, als er merkte, dass seine Freundin schwanger war. Da wollte sie das Ungeborene töten, schluckte ein giftiges Gebräu, bekam fürchterliche Krämpfe, aber das Kind blieb. Als kurz darauf die Wehen einsetzten, deutete sie sie als weitere Krämpfe. Sie wollte mit dem Bus ins Krankenhaus fahren, aber es reichte nicht mehr. Sie hielt ein Taxi an. Und so kam das Mädchen Benjawan, das es eigentlich nicht hatte geben sollen, zur Welt. Die Mutter wollte das Kind auch nach der Geburt noch umbringen. Dazu kam es nicht mehr. Die Frau im Laden nahm beide auf, weil sie fand, dass die junge Mutter sich um das Baby kümmern und es stillen sollte. Eine Weile ging alles gut, aber dann machte sich die junge Mutter mit einem neuen Freund auf und davon. Sie ließ das Baby einfach da. Die Frau im Laden pflegte es und adoptierte es später. Einmal kam der leibliche Vater vorbei und sagte, er habe ein Recht auf das Kind, in Malaysia gäbe es Leute, die dafür viel Geld böten. Aber da wurde er aus dem Laden geworfen.

Benjawan hat nun einen richtigen thailändischen Vor- und Familiennamen, aber gerufen wird sie wie das kleine Wikinger Mädchen, ein Naseweis, selbstbewusst und blitzgescheit. Heute habe ich sie gesehen, und ich denke: Diesmal ist es kein Fall für die School for Life.

### **School for Life, 20. März 2014 - Khaoleow, 12./13. April 2014**

“Graduation Day”: Abschlussfeier für die 9. Klasse, Ende der Pflichtschulzeit, auch wenn die meisten unserer Jugendlichen weiterbetreut werden, sei es bei der Vorbereitung auf einen Beruf, beim Besuch der Senior High School im nahen Doi Saket oder beim Besuch eines College in Chiang Mai.

Die Aula ist festlich geschmückt. Blumen über Blumen, AnspRachan, Gedichte, Lieder, Tränen. Jeder umarmt jeden, und es ist nicht zu übersehen, dass einige Jungen der 8. Klasse, die sich noch in der Phase „*Mädchen, bloß nicht*“ befinden, von den Mädchen der 9. Klasse umarmt werden wie junge Brüder, und dass diese Jungen ihre Arme dabei herunterhängen lassen wie Bohnenstangen und ihre Rührung doch nicht verbergen können.

Die Abschlusszeugnisse werden mit einem freundlichen Wai, dem thailändischen Gruß, und guten Wünschen übergeben; das Ritual ist lockerer als jenes Zeremoniell, das dann stattfindet, wenn ein Mitglied der Königsfamilie Zeugnisse überreicht. Nun bindet jeder Erwachsene jedem der Schulabgänger eine weiße Schnur ums Handgelenk, wiederum von guten Wünschen begleitet.

Zwei Dutzend Schnüre und viele gute Wünsche nimmt jedes Mädchen und jeder Junge mit auf den Weg nach draußen. Dort, unter freiem Himmel auf dem Sportplatz, werden viele Fotos gemacht, und ich lade alle, die nun zu Alumnis geworden sind, ein, die Gemeinschaft der School for Life und die Farm auch in Zukunft als Heimat und Familie zu betrachten und jederzeit wiederzukommen, in guten wie in schwierigen Zeiten.

Ortswechsel, einen Monat später im Dorf Khaoleow, nicht weit von Phitsanulok. Dort feiert eine Schule ihr 40-jähriges Bestehen. Um die 300 Alumnis sind an diesem Abend gekommen. Mich haben die Ehemaligen eingeladen, die vor 30 Jahren nach der 9. Klasse abgingen. Auf dem Gelände sind Tische und Stühle aufgestellt. Auf der Bühne treten Sänger auf, die Thai Pop zum Besten geben und nach Karaoke-Art von Konservenmusik begleitet werden. Es wummert mächtig aus den Lautsprechern, und oben rings um die Sänger bewegen sich Tänzerinnen, die mit einem Repertoire von vielleicht einem Dutzend unterschiedlicher Bewegungen ihre Arme schwingen und mit Vorwärts-, Rückwärts- und Seitwärtsschrittchen als Ballettformation auftreten. Nur: Keiner schaut hin, denn je mehr Alumnis eintreffen, desto mehr liegen sie sich mit großem Hallo in den Armen und reden aufeinander ein. An meinem Tisch sitzen der Bürgermeister eines Gemeindeverbands, die Managerin eines Restaurants, ein Antiquar, ein Autohändler, zwei Farmer, ein Landarbeiter – arme und wohlhabende Alumnis.

Einige der alten Lehrer tauchen auf. Ob sie nun 75 oder 90 Jahre alt sind, lässt sich schwer schätzen. In Thailand gehört es zu den raren Ausnahmen, graue Haare zuzulassen. Sie werden schwarz gefärbt. Die Lehrer, kaum erkannt, werden umarmt und auf die Wange geküsst. Die ehemaligen Schüler sagen, dass sie sie lieben würden. Man muss 35 Jahre zurückblicken und sich von Alumnis erzählen lassen, wie die Lehrer damals waren: Sie waren streng, manche schlugen (so, wie zu meinen Grundschulzeiten) mit einer dünnen Gerte, nicht schlimm, sagen die Ehemaligen, aber kombiniert mit viel Schimpferei. Damals? Da waren sie unbeliebt. Und jetzt? Ein Herz und eine Seligkeit. „Warum liebt ihr mich jetzt auf einmal?“ fragt ein alter Sportlehrer. „Weil du uns zum Ziel bringen wolltest.“ Heute sind körperliche Strafen per Gesetz verboten, aber die Neigung dazu ist noch da, auch weil viele Lehrer bisher über kein Repertoire verfügen, das vom klärenden Dialog über die Mediation bis zu sozial sinnvollen Strafen reicht.

Und 40 Jahre muss man zurückblicken, um zu verstehen, warum die Alumnis des damaligen 10. Abschlussjahrgangs sich als Geschwister verstehen und sich mit „Schwester“ oder „Bruder“ anreden. Damals waren sie alle bettelarm. Oft reichte das Essen nicht. Dann überlegten sie, wer am nächsten Tag etwas Essbares mitbringen könnte: Reis oder Gewürze oder einen getrockneten Fisch oder Zuckerrohr, das einer von ihnen zuvor vom Feld stibitzt hatte. Besonders

gut schmeckten blaue Früchte; man musste hoch hinauf in einen Baum klettern, um sie zu holen. Die Kinder bekamen blaue Zähne davon, und deshalb ließen die Lehrer sie bisweilen antreten, riefen „alle mal lächeln!“ und schauten sich die Zähne an. Denn es war verboten, auf den Baum zu klettern, aber es war der Lieblingsbaum der Kinder, unter dem sie sich versammelten und ihr Essen teilten.

Je später der Abend wurde, desto mehr erinnerte er mich an die Eingangsszene der „Feuerzangenbowle“: die Herren am Tisch, von ihren Schulstreichen schwärmend. Im Dorf Khaoleow gab es außerschulische Versuchungen zur Genüge: Angeln zum Beispiel mit einfachem Gerät und großer Erwartung auf den nächsten kleinen Fisch am Haken. Da geriet dann der Unterricht für diesen Tag in Vergessenheit, und die Ehemaligen an meinem Tisch überkommt Wehmut, wenn sie von den verlorenen Zeiten berichten.

Am Tag darauf – Songkran, das Neujahrs- und Wasserfest wird landesweit gefeiert – sind Rachan, Samloew und Bunan, drei Freunde vom 10. Abschlussjahrgang, im Auto unterwegs. Sie passieren einen Ort, in dem an jeder Ecke Jugendliche auf Opfer warten, die sie mit Wasser aus Kübeln oder Gartenschläuchen bespritzen. Ein Motorradfahrer kommt dem Auto entgegen. Eine Gruppe am Straßenrand mit Eimern und großen Wasserpistolen bewaffnet, zielt auf den Jugendlichen auf dem Motorrad. Der, nicht mehr nüchtern, versucht auszuweichen, gerät in ein Schlagloch, knallt gegen das Auto, stürzt und wird bewusstlos. Im kleinen Krankenhaus am Ort wird er notärztlich versorgt.

Die drei Alumnis sind unterdessen auf der Polizeistation und erklären, was vorgefallen ist. Ich besuche sie dort. Die Drei fahren mit mir danach zum Krankenhaus. Wir wollen sehen, wie wir dem Verunglückten und seiner Familie beistehen können. Als wir ankommen, treffen wir den angetrunkenen und verwirrten Vater des Jungen und die geschockte Mutter. Ihr Sohn wird aus der Notaufnahme auf einem Wagen liegend herausgefahren und in einen Krankenwagen geschoben. Er soll, im Koma, in ein größeres und besser ausgestattetes Krankenhaus verlegt werden. Ein Arzt erklärt, welche Verletzungen der Junge erlitten hat: Er habe Blut in der Lunge, Brüche an Armen und Beinen, Blut im Urin, wahrscheinlich innere Kopfverletzungen.

Die drei Alumnis beschließen, der armen Familie finanziell zu helfen, denn die Versicherung wird nur einen Bruchteil der Kosten übernehmen. Dies, scheint mir, ist ein überzeugender Teil asiatischer Kultur: mit der Familie des Verunglückten Frieden zu schließen, auch wenn man selbst am Unfallgeschehen nicht schuld war. Ich habe solche Friedensschlüsse auch auf Bali erlebt, und sie haben mich weitaus mehr beeindruckt als der rasche Ruf nach den Anwälten, wenn es auf unseren Straßen kracht.

Die Nacht vor dem zweiten Songkran-Tag überlebt der Junge nicht. Mit ihm – meldet die „Bangkok Post“ – sterben auf Thailands Straßen während des Festes 276 Menschen, 2.926 werden verletzt.

### **Ein Weiler in der Nähe von Khaoleow, 14./15. April 2014**

Ein junger Mann will Mönch werden, nicht für immer, aber doch für eine längere Strecke seines Lebens. Das zweitägige Fest ist ähnlich bedeutsam wie eine Hochzeit. Der Ort: ein paar Häuser, rings um einen Tempel gelegen. Der Weg dorthin führt über flaches Land, an Wasserläufen entlang und über kleine Brücken. Zu beiden Seiten Reisfelder, Hecken, Baumgruppen, keine Menschen.

Der Hof, von dem der junge Mann stammt, ist nicht zu überhören. Ein halbes Hundert Menschen hat sich dort versammelt: Farmarbeiter, Familienmitglieder, Nachbarn. Es ist noch früh am Tag, aber Whisky mit Eis und Soda wird schon jetzt getrunken.

Die Musik dröhnt aus einem Gefährt, das mich an das Vehikel des Zampano erinnert, der in Fellinis Film „La Strada“ mit Gelsomina über Land zog und als grobschlächtiger Schausteller sein Brot verdiente. Dieses Gefährt auf dem Hof sieht wie ein aufgetakeltes Tuktuk aus, eine dreirädrige, fahrbare Musikanlage. Voluminöse Lautsprecher erzeugen eine Phonstärke, die jedes Gespräch überflüssig macht. Das Herz des Gefährts besteht aus einem massigen Verstärker mit zahlreichen Knöpfen und Schaltern, seitlich sind Timbales montiert, die Percussion bestimmt das musikalische Geschehen, und zu tok-tok-ta-ta-ta-Rhythmen spielen und singen drei, vier Musiker Thai Country Pop mit Texten, die drastische Geschichten aus dem ländlichen Leben erzählen.

Der junge Mann, der Mönch werden will, sitzt derweil auf einem roten Plastikstuhl und hält ein großes grünes Blatt auf dem Schoß, das wie ein umgedrehter Regenschirm seine Haare aufnehmen soll. Denn die werden jetzt abgeschnitten. Einer nach dem anderen nimmt eine Schere, schneidet drei Haarbüschel ab und denkt dabei Gutes.

Der junge Mann ist 20 Jahre alt. Eigentlich müsste er zur Armee. Weil er aber während der Schulzeit eine paramilitärische Ausbildung absolviert hat, ist er davon befreit. Er wolle weg von zu Hause, sagt die Mutter. Sie würde zu viel herumkommandieren, und das vertrage er nicht.

Am Abend werden 500 Gäste erwartet. In langen Reihen stehen Tische und Stühle auf einem Sportplatz. Eine Bühne ist aufgebaut und die Lautsprecher verheißen wiederum, dass Gespräche zwecklos sein werden. Aber es kommt

anders. Gegen 16:00 Uhr zieht von Westen her eine riesige pechschwarze Gewitterfront auf. Die ersten Windstöße wirbeln Staub auf. Dann bricht ein Orkan los. Der Regen: ein Wasserfall. Die Bühne bricht kRachand in sich zusammen, Tische und Stühle kippen um, und die Menschen flüchten sich unter die Dächer. Aber auch die bieten keinen Schutz, der Wind drückt das Wasser durch alle Ritzen. Aus der Traum.

Nach etwa drei Stunden klart der Himmel auf und ich sehe auf dem Heimweg Männer auf Motorrädern, die ihre Kampfahne nach Hause fahren, Hähne, die dieses Mal – dem Himmel sei Dank – nicht kämpfen mussten.

Am nächsten Tag wird frühmorgens nachgefeiert. Es sind nur 200 statt 500 Menschen da, und im Garten des Hofes ist es auch enger als auf dem Sportplatz, aber das tut der Stimmung keinen Abbruch, zumal auf jeden Tisch wieder eine Whisky- und mehrere Sodaflaschen stehen. Die Cowboys mit der Musikmaschine spielen auf, und als nach einer guten Weile der junge Mann, der Mönch werden will, in Weiß gekleidet und mit weißem Kopftuch versehen, erscheint, wird er mit einem prächtigen Schirm vor der Sonne geschützt und ist von nahen Verwandten umgeben, die in ihren Händen halten, was er in den Tempel mitnehmen wird. Nun zeigt sich, warum die Musikmaschine auf Rädern steht. Sie bildet das laute Zentrum einer Prozession, die sich zentimeterweise voranbewegt und für die 200 Meter vom Hof bis zum Tempel zwei Stunden braucht. Es wird getanzt und getanzt, ein Karneval auf dem Land, und mittendrin der junge Mann, der eine kleine gelbe Kerze in der Hand hält. Vorneweg laufen Frauen, die an Stangen über der Schulter Körbe voller künstlicher Blüten tragen, in denen Geldstücke verborgen sind. Von Zeit zu Zeit werfen sie sie in die Menge und freuen sich, wie die Menschen durcheinanderwirbeln, um die Blumen zu erhaschen.

Inzwischen ist es brütend heiß geworden. Der Tempel ist erreicht. Nun wird er dreimal im Schneckentempo umkreist. Der junge Mann, der heute Mönch werden wird, hält die kleine gelbe Kerze immer noch in der Hand. Und dann endlich kommen sieben Mönche, lassen sich im Tempel nieder, und mir wird klar, dass es keine vierte Umrundung geben wird. Die Zeremonie findet nur im kleinen Familienkreis statt, alle anderen stürzen sich auf das vorbereitete Buffet. Einer erzählt mir, früher hätten sie den Tempel siebenmal umrundet, aber in den modernen Zeiten seien die Leute fauler geworden.

Zurück in Khaoleow. Es ist der letzte Tag des Songkran. Rachan, Samloew, Bunan, andere Alumnis und ich haben die Familie des Verunglückten besucht und Geld gesammelt. Der Vater und die Mutter sitzen verloren vor einem leeren Sarg – noch ist der Leichnam im Krankenhaus. Wir sprechen miteinander. Aber was hilft das. Der Junge hätte wahrscheinlich überlebt, wenn er einen Helm getragen hätte.

Am Abend hat Rachan zu sich nach Hause eingeladen. Es gibt ein variationsreiches Essen. Frittierte Käfer bin ich schon gewohnt, und auch die Ratten, die in kleinen Stückchen mit viel Gewürzen und einer scharfen Soße serviert werden, schmecken nicht so, wie ich mir Rattenfleisch vorstelle. Und überhaupt, es seien nicht die Stadtratten, sondern die Reisfeldratten, und die seien sehr sauber, sagt Rachan.

An der Wand hängt eine Art Bogen, der mit einer kurzen Röhre aus Bambus verbunden ist. Es wäre zu kompliziert, hier zu erklären, wie diese Rattenfalle funktioniert, aber ich bekomme sie geschenkt und klemme sie in meinen Koffer auf dem Weg anderswohin.

### **Phang Nga, 15. Mai 2014**

Er heißt Didier le Bas, und ich treffe ihn durch Zufall. Er ist Kapitän großer Yachten. Er stammt aus der Normandie. Als er so um die 15 Jahre alt war, ist er von zu Hause abgehauen, hat angeheuert und ist zur See gefahren. Er hat Decks geschrubbt und sich langsam hochgearbeitet. Er hat alle Weltmeere befahren und als Kapitän seine Schiffe durch viele Stürme gebracht. Er hält nichts von Kapitänen, die die seemännische Erfahrung durch Prüfungen und den Erwerb von Zertifikaten ersetzen. Didier pfeift auf Prüfungen und Zertifikate. Die Schiffskatastrophen der letzten Zeit in südkoreanischen und italienischen Gewässern seien genau von solchen Papier-Kapitänen verursacht worden. Ich frage ihn nach seinem Kapitänspatent. Er hat keins. Die Schiffseigner hätten auch nie danach gefragt. Sie wollten nur wissen, welche Erfahrungen er mitbringe.

Wenn ich Jugendliche der School for Life sehe, die über jede Menge an lebenspraktischen Erfahrungen verfügen und keine Lust auf Prüfungen und Zertifikate haben, dann werde ich ihnen künftig die Geschichte von Kapitän Didier le Bas erzählen. Auch und vor allem die vom Anfang. Die Decks von Schiffen zu schrubben ist Knochenarbeit.

### **Bangkok, 26. Mai 2014**

Im Oktober 1976 putschte das thailändische Militär und veranstaltete auf dem Campus der Thammasat University ein Massaker unter den Studenten. Die Universität war damals ein Zentrum des demokratischen Widerstandes. Von 1976 bis 1980 tobte in Thailand ein Bürgerkrieg mit einer starken Guerilla-Bewegung. Apichai Puntasen, 1942 geboren, war 1976 Assistant Professor an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Nach dem Putsch ging er in den Untergrund und ins Exil nach Australien und forschte an der Universität von

Melbourne. 1984 kehrte Apichai nach Thailand zurück, arbeitete als Professor wieder an der Thammasat University und wurde 2001 zum ‚Eminent Professor of Buddhist Economics‘ ernannt.

Wir trafen uns zum ersten Mal Mitte der 1980er Jahre in Dublin auf einer Konferenz der International Community Education Association (ICEA), deren Präsident ich später wurde, und befreundeten uns. Als Apichai (alle Thais reden sich mit dem Vornamen an) mit einem von Günter Faltin vermittelten Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes nach Deutschland kam, entdeckten wir unsere gemeinsamen Bezüge zum großen brasilianischen Pädagogen Paulo Freire („Pädagogik der Unterdrückten“) und diskutierten, wie man das Thema „learning & earning“ durch die Gründung von Productive Community Schools ins Zentrum rücken könnte. „Die Kinder der Armen als Unternehmer verstehen“, hieß später ein Kapitel in dem mit Günter Faltin zusammen verfassten Buch „Reichtum von unten“.

Ich lud Apichai nach Wasserburg am Bodensee ein, und als meine Frau Birzana und ich mit ihm eines Tages einen Waldpfad am Flusslauf der Argen entlang liefen und Apichai etwas zurückblieb und nicht nachkam, entdeckten wir ihn bis zum Gürtel in einem Schlammloch steckend, befreiten ihn und fuhren – wie vorgesehen – nach Lindau, wo er, zur Hälfte von einer Schlammkruste überzogen, mit vollendeter Höflichkeit meiner Mutter einen Blumenstrauß überreichte.

Ein gemeinsames Projekt führte uns in den Norden Thailands in die Nähe von Maesalong, einer Ansiedlung nationalchinesischer Soldaten und ihrer Familien, die vor den Truppen Maos geflohen waren. In dieser Gegend leben die Akha. Man hatte sie in eng umgrenzten Gebieten angesiedelt, in denen es in der Trockenzeit an Wasser mangelte. Die Dorfältesten hatten uns eingeladen. Sie hatten Furcht vor den ersten Touristen, die die vom Militär geschlagenen Schneisen nutzten, um mit ihren Motorrädern zu den Dörfern vorzudringen. Dort gab es weder Strom noch Wasser. Gejagt wurde mit Vorderladern – mit geringer Trefferquote und guten Überlebenschancen für Kaninchen und Eichhörnchen. Die Kinder wurden von Militärs unterrichtet, und statt „ASEAN Innovation“ ging es mehr um „counter insurgency“.

Ein korpulenter, mit beeindruckendem Rauschebart ausgestatteter australischer Arzt, Bill, hatte sich uns zugesellt, der, als er von den Wasserproblemen der Akha hörte, schwitzend, einem Moses ähnelnd, mit den Akha an den Berghängen herumstapfte und kleine Wasserreservoirs anlegte. Da die Akha aber bemerkt hatten, dass er Arzt war, wurde er abends und nachts von Patienten überrannt und starb offenbar vor Überanstrengung den Herztod (seine Geschichte wird im Kapitel „Visionen verwirklichen“ in „Reichtum von unten“ ausführlicher erzählt).

Apichai und ich diskutierten noch zu Lebzeiten Bills mit den Dorfältesten in mehrtägigen Zusammenkünften, ob man einen Zaun um die Dörfer ziehen und die Touristen aussperren oder sich ein Konzept überlegen sollte, das einen kulturell sensitiven Tourismus fördern könne. Es entstand die Idee, eine Akademie der Bergstämme zu gründen, um altes Wissen mit modernem zu verbinden und die junge Generation stark zu machen, nicht Opfer, sondern Mitgestalter einer behutsamen Modernisierung zu werden. Unsere Überlegung war, die Akademie auch für Gäste zu öffnen und dadurch mitzufinanzieren. Ich schrieb – unterstützt vom Goethe-Institut – einen Antrag ans Auswärtige Amt auf Förderung einer „Akademie der Hilltribes“ in den Bergen von Maesalong. Nach einer Weile kam die Antwort, dies sei ein interessantes Projekt, nur sei das AA leider nicht in der Lage, unter der Rubrik „kulturelles Erbe“ Lebendiges zu fördern. Eine Tempelruine, die hätte restauriert werden können, hatten wir aber nicht zu bieten. Die Idee wurde später von Guarani-Indianern in der Nähe von São Paulo aufgegriffen und ihre Umsetzung von einer schweizerischen Stiftung gefördert.

Im Jahr 2000 wurden wir vom Bildungsministerium in Bangkok gebeten, eine Studie über das ‚fünfte Rad am Wagen des thailändischen Bildungssystems‘ durchzuführen, die privaten Berufsschulen. Im Unterschied zu staatlichen Berufsschulen verlangen sie Schulgeld, und diejenigen, vornehmlich aus ökonomisch schwachen und bildungsfernen Familien stammenden Jugendlichen, die wegen unzureichender Abgangsnoten in der 9. Klasse in keine staatliche Berufsschule aufgenommen werden, müssen mit einer deutlich schlechteren Variante der beruflichen Bildung vorlieb nehmen. Von einer dualen beruflichen Bildung war damals noch nicht die Rede, und als ich dieser Tage mit Jörg Buck, dem Executive Director der Deutsch-Thailändischen Handelskammer über die damaligen Zustände sprach, meinte er, sie seien heute nicht besser. Wir nannten den Bericht über die untersuchten Schulen „The Development of Entrepreneurial Schools in Thailand“ und legten den Schwerpunkt unserer Empfehlungen auf „entrepreneurship education“. Unsere Beobachtungen zeigten, dass – wie anderswo auch – die in der Sekundarstufe II angesiedelten Berufsschulen, sie werden hier Colleges genannt, Arbeitnehmer-Qualifikationen im Blick haben, dass aber die Absolventen nicht darauf vorbereitet werden, sich Arbeitsplätze selbst zu schaffen. Und wenn, dann herrscht das „me too“-Prinzip vor: Einer eröffnet an einer neuen Ringstraße von Chiang Mai ein Restaurant, und 95 andere tun das dann auch, weil das erste gut lief, um dann – wie die Lemminge – in den ökonomischen Abgrund zu stürzen.

Es gab viel Zustimmung; eine nationale Berufsschul-Konferenz wurde einberufen. Apichai schrieb: „Certainly, in one of his recent speeches, the Minister of Finance implied that one of the major purposes of educational reform in Thailand is to produce more entrepreneurs for the country in order to enhance her competitive ability in the future.“



Und es schien ja Ansätze zu geben: In Kanchanaburi und Chiang Mai sahen wir Vocational Colleges mit angeschlossenem Hotel- und Restaurantbetrieb. Aber die Jugendlichen wurden dort nicht unternehmerisch qualifiziert, sondern lernten nur Betten zu machen und das Besteck richtig hinzulegen. Nicht weit von Chiang Mai trafen wir auf ein College, das sich der Landwirtschaft verschrieben hatte. Dort gehörte es zum Standard, „Mini Companies“ zu gründen, allerdings nur für den Zeitraum eines Schuljahres. Und wenn dann drei Jugendliche in einer Mini Company gerade damit begonnen hatten, Hunde zu züchten, mussten sie, ob sie nun erfolgreich waren oder nicht, ihr Kleinstunternehmen nach neun Monaten schließen. Absurd.

Die Überlegung, eine Gruppe von privaten Berufsschulen zu „Entrepreneurial Schools“ weiterzuentwickeln, haben Apichai und ich dann bald wieder begraben. Monsterschulen mit 2.500 oder mehr Schülerinnen und Schülern lassen sich schwer bewegen, und es gab und gibt in Thailand auch nicht das Instrument „Modellversuch“, sondern allenfalls das Interesse privater Investoren, Berufsschulen neuen Typs zu entwickeln.

Immerhin, das von uns vorgeschlagene Konzept wurde zur Basis der School for Life und hinterließ auch anderenorts Spuren, beispielsweise im Versuch, Productive Community Schools zu entwickeln, die das Thema Social Entrepreneurship aufgriffen. Ich erinnere mich, wie Apichai und ich in Nakornrachasima, im armen Osten, mit dem Kollegium einer Schule darüber diskutierten, wie die Lehrer nach mehr Geld vom Staat fragten und Apichai der Kragen platzte und er den Versammelten anempfahl, doch endlich einen Teich anzulegen und Fische zu züchten und auch mit der Schweinezucht zu beginnen, anstatt nur zu jammern.

Apichai hat heute mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen: Arthrose, Krebs, und was man eben so bekommen kann, wenn man, wie unsereiner, in die späten Jahre kommt. In Gesprächen ist er wach und weise wie immer. Ohne ihn hätte ich Thailand verpasst.

### **Chiang Mai, 27. Mai 2014**

Nur ein paar Schritte vom Hotel „137 Pillars House“ entfernt, befindet sich ein im Jahre 1428 erbauter Tempel, der Wat Gategaram. Der ist ein bisschen anders als andere Tempel. Vor allem hat er ein Museum, das anders ist als andere Museen; eher eine Mischung aus großem Dachspeicher mit vielen alten Sachen, eher ein riesiger, verschachtelter Krimskramladen, eher eine Asservatenkammer für Kulturanthropologen, eher ein Fundus für Überraschungen. Faszinierend, scheinbar unaufgeräumt, gleichwohl ein kulturgeschichtliches Kleinod. Warum? Es ist ein Museum, dessen Inhalte die Anwohner des Tempels

zusammengetragen haben. So befinden sich im gedämpften Licht dieses alten großen Holzhauses Gegenstände nebeneinander, die nur deswegen zusammenpassen, weil die Nachbarn das so fanden: Samurai-Schwerter, Kapitänsmützen, Stoffe, Geschirr, Buddhafiguren, alte Grammophone, noch ältere Radios, eine der historisch ältesten Urkunden über Landbesitz; und alte Fotos von quirligen Märkten, ernst dreinblickenden Mönchen und vor allem vom großen Brand, der 1968 den Warrorot-Markt verwüstete.

Dieser Markt ist wieder aufgebaut worden, und wenn man bis in die oberste Etage klettert, findet man jede Menge schöner Textilien, „ethnic fashion“ im Lanna Stil zu kleinen Preisen. Wer beide Orte am gleichen Tag erleben will, dem sei geraten, frühmorgens zuerst den Warrorot-Markt zu besuchen, weil die Temperaturen noch erträglich sind, und danach erst das Gategaram Museum. Es ist ein Wechsel vom Lärm zur Stille.

### **School for Life, 28. /29. Mai 2014**

Unter dem Vordach des Farmhauses, 19:00 Uhr: Das Mädchen Namsom (13), das Mädchen Yupa (15), der Junge Cob (17) und das Mädchen Ammy (12) kommen und wollen etwas. Ich denke mir schon, was sie wollen, tue aber so, als hätte ich keine Ahnung. Sie merken, dass sie das, was sie wollen, mir auf Englisch klar machen sollen. Und los geht's mit einem erst stotternden, dann aber Fahrt aufnehmenden Dialog. Sie wollen an kostenlosen Wochenendkursen in Joy's House teilnehmen, in denen Englisch, Chinesisch, Deutsch, Thai Boxing, Thai Dance, Backen, Kochen und House Keeping unterrichtet wird. Ein volles Programm an jedem Wochenende, das ganze Schuljahr über. Ihre Lehrer dort sind nicht nur Erwachsene, sondern auch Alumni der School for Life aus der ersten und zweiten Generation. .

Namsom, Yupa, Cob und Ammy bitten mich um Zustimmung und um ein Schreiben an ihre Familienlehrer mit der Bitte, den vier Lernwilligen die Teilnahme zu erlauben. Ich finde das Angebot sehr gut, setze ein Schreiben an die Familienlehrer N. Boy, Oun-J-Rak und Sai-Ya-Rak auf und bitte höflich um Zustimmung. Ich lese den Entwurf vor, die Vier verstehen alles und freuen sich. Die Briefe werden in Umschläge gesteckt. Es ist 19:30 Uhr. Die Vier entschwinden in die Dunkelheit mit ihren Briefen.

Am nächsten Morgen nach der Fahnenzeremonie erzählen die Vier, sie hätten ja den Brief verstanden, aber die Familienlehrer hätten ihre Mühe damit gehabt, weil sie nicht so gut Englisch könnten. Die Vier strahlen – denn es kommt nicht dauernd vor, dass Schüler ihren Lehrern glasklar überlegen sind.

## **School for Life, 30. Mai 2014**

Um 8:00 Uhr morgens versammeln sich die Kinder und Jugendlichen der School for Life zur morgendlichen Zeremonie. Es wird gesungen und meditiert, die thailändische Fahne hochgezogen und die Nationalhymne in schätzungsweise sieben verschiedenen Tonarten angestimmt. Die Kinder sind in ihren Trachten erschienen, ein farbenprächtiges Bild.

Mittags habe ich alle Neuen ins Farmhaus eingeladen, fast alle, denn zwei neue Kindergartenkinder schlafen gerade. Ich erzähle ihnen die Gründungsgeschichte der School for Life, sage, dass unser oberstes Ziel sei, sie glücklich zu machen, dass wir eine große Familie seien, in der sie sich zu Hause fühlen können. Außerdem würden wir langweiligen Unterricht in Klassenzimmern nicht so gern haben, sondern lieber Fische züchten, Gemüse anbauen, ein Haus reparieren oder ein Fest feiern. Klar: Mathe, Englisch, Thai, Naturwissenschaft und was es sonst noch so im Lehrplan gibt, würden sie auch lernen, aber nicht so stur wie in manchen Schulen.

Alle Kinder kommen aus extremen Verhältnissen. Alle sind Angehörige ethnischer Minderheiten, und weil sie sich alle sehr freundlich vorgestellt haben, will ich das mit den 21 versammelten neuen Mädchen und Jungen auch tun:

Von den Karen kommen die Mädchen Daofa (13), Nattamon (13), Wisarut (13), Satida (13), Vareerat (13) und der Junge Apirat (12). Zum Volk der Akha gehören die Mädchen Orawee (10) und Supaphan (11) sowie die Jungen Sompong (8), Anan (10), Nitikran (13), Surapong (15), Nopadon (14) und Anon (7). Zu den Lisu zählen das Mädchen Chureeporn (11) und die Jungen Pichai (9) und Chatee (16). Drei sind Lahu: das Mädchen Supaporn (15) sowie die Jungen Pongsaton (12) und Anothai (10). Ein Junge, Anupat (8), ist ein Hmong. Thais? Diesmal sind keine dabei.

Und von inzwischen aufgewachten Kindergartenkindern ist das Mädchen Supapon (5) eine Akha und der Junge Tanit (5) ein Lahu.

Viele neue Geschichten. Viele Fragen und Hoffnungen. Eine kleine neue Generation der School for Life macht sich auf den Weg.